Philothee
oder
die ersten
Lehren der Religion

von

Villaume.

Zweiter Theil.

Berlin und Libau,
bei Lagarde und Friedrich.
1788.

Vorerinnerungen
zum
zweiten Theile.

Es war meine Absicht, aus diesen drei Båndchen nur zwei zu machen; in dem ersten sollte nebst den Vorbereitungen, auch die Lehre von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes enthalten seyn; der zweite war der Lehre von der Fürsehung bestimmt. Allein die Bånde wåren gar zu ungleich, und der erste viel zu stark geworden. Ein dickes Buch würde junge Leute abschrecken; sie neh-

men lieber mehrere kleine nach einander zur Hand, als ein einziges starkes.

Ich theilte also dieses Werk in drei Theile, wovon der erste die Vorbereitungen zu der Lehre von Gott; der zweite die Lehre von Gott selbst; und der dritte die Lehre von der Fürsehung enthält. Ein vierter wird die Unsterblichkeit abhandeln.

Durch diese neue Abtheilung erhalte ich noch einen Vortheil; nemlich, daß der Leser meine Vorbereitungen ganz lieset, ohne vor der Zeit meinen Zweck zu bemerken. Aus diesem Grunde habe ich auch das Register diesem zweiten Theile beigefügt.

Noch hätte ich gewünscht, die Vorerinnerungen zum ersten Theile der Jugend vorenthalten zu können. Ich schrieb sie nicht für diese, sondern für die Erwachsenen, für den Lehrer der Jugend, sowol als die Vorrede. Wie sollte ich dieß aber einrichten? Ich bitte

die Eltern und Erzieher, die ihrer Jugend mein Buch in die Hände geben wollen, ihre Maaßregeln darnach zu nehmen.

Eine Frage — Was habe ich in dem neunten Gespräch, durch die Nennung des göttlichen Namens gelehrt? — Das, was man durch die Lehre von Gott — man mag sie einrichten, wie man will — lehren kann — nemlich: ihre Ideen von Weisheit, Macht, Größe ꝛc. durch die Nennung eines — zwar unbekannten — Gegenstandes, in **Eins** zu ziehen und zu fixiren. Meine Zöglinge hatten schon lange einen Gott verehrt, ehe sie diesen seinen Namen wußten. Sie nannten ihn **Natur**; ihre Begriffe waren unbestimmt, ihre Ideen zerstreut. Sie hatten sich Weisheit, Macht, Güte, Schöpfung oder Erzeugung, und Fürsehung schon gedacht; aber sie wußten noch nicht diese Ideen auf ein gewisses Subject zu vereinigen. Das ist es alles — Es kann aber nichts weiter geschehn.

Denn, wenn man auch eine andre Methode befolgen, und lange vorher den Kindern den Namen Gottes nennen wollte; was würde man mehr ausgerichtet haben? Es wäre immer ein Wort, welches die Gewöhnung nicht zur Sachkenntniß erheben würde.

Register.

I. Theil.

A. Einleitung, welche die vorläufigen Einrichtungen zum Unterricht in der Religion enthält Seite 3
Gespräch Philothees mit dem Hofmeister, worin ersterer seine Gründe entwickelt 8
Religion besteht nicht allein in der Lehre 8
Ausübung ohne Lehre 11
Die Lehre von Gott nicht früh vortragen 15
Diese Lehre nicht beweisen 27
Vorübungen zu dieser Lehre 34
Eine Schwierigkeit 36

B. Vorübungen zur Lehre von Gott.

Erstes Gespräch. Der Instinkt 41
Der Mensch ohne Instinkt ist besser daran, als das Thier mit Instinkt 43
Zwiefache Erklärung des Instinkts, a) aus dem Verstande, b) aus der Organisation 46

Zweites Gespräch. Die Keime S. 59
Reichthum derselben in dem Pflanzenreiche 61
— — in dem Thierreiche 65
Einwurf. Verschwendung 70
Drittes Gespräch. Einwickelungssystem 88
Was ist Organisation? 89
Erstaunenswürdige Organisation der Pflanzen 93
Wie konnte die Pflanze entstehen? 98
Durch erzeugende Organisation der Mutterpflanze? 102
Hypothese der Einwickelung 106
Viertes Gespräch. Einwickelungssystem. Fortsetzung, vom Thierreiche 113
Vorzügliche Organisation der Thiere 113
Vorzügliche Organisation des Menschen 116
Einwurf. Die Krankheiten 117
Einwurf. Langsame Bildung 122
Beschluß. Einwickelung 128
Fünftes Gespräch. Einige Einwürfe — Mikroscopische Welt 132
Einwurf. Schmutz und Fäulniß erzeugen Thiere 135
Einwurf. Kleinheit der Keime 139
Mikroscopische Thiere 141
Pracht einiger Thiere; die Augen der Fliege ꝛc. 142
Der Polyp 148

Sechstes Gespräch. Die Welt im Großen S. 153
Starke Bevölkerung der Erde 155
Der Mond; seine Erscheinungen 160
Größe der Erde 162
Größe und Entfernung des Mondes 165
Dessen Bestimmung und Bevölkerung 167

Siebentes Gespräch. Die Welt im Großen. Fortsetzung 173
Die Sonne. Ihre Größe und Entfernung 174
Tägliche und jährliche Bewegung der Erde und ihre Schnelligkeit 176
Planeten 179
Merkur 180
Venus 180
Mars 181
Jupiter 182
Saturn 183
Uranus 184
Kometen 187
Bevölkerung der Planeten und Kometen 193
Uebersicht des ganzen Planetensystems 194

Achtes Gespräch. Die Welt im Großen. Beschluß 200
Die Sterne. Ihre Größe, Zahl, Entfernung 202

Größe der Vega, des Aldebarans und der Capella S. 208
Die Sterne leuchten Planeten 213
Die Milchstraße 215

II. Theil. Die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften.

Neuntes Gespräch. Daseyn Gottes S. 3
Zehntes Gespräch. Allwissenheit und Weisheit Gottes 12
Vorhersehung 20
Weisheit 29
Eilftes Gespräch. Von der Macht Gottes 32
Konnte Gott etwas besseres, als die Welt, schaffen? 39
Wenn Gott will, ist unser Thun überflüssig; wenn Er nicht will, ist es unnütz 41
Zwölftes Gespräch. Güte Gottes 45
Speise an und für sich ist kein Beweis der Güte 45
Anschauliche Beweise dieser Güte 47
Einwurf. Ist das Uebel nicht ein Beweis des Gegentheils? 49
Vernunftbeweis der Güte Gottes 50
Gott schuf die Welt, nicht aus Bedürfniß, nicht um seiner Ehre willen 51
Er schuf aus Güte 58
Falsche Vorstellungen von der Güte Gottes 60

Die Güte Gottes ist nicht Gefälligkeit S. 63
Idee derselben 63
Zorn Gottes 65
Opfer 67
Gott kann nicht zürnen 70

Dreizehntes Gespräch. Von der Gerechtigkeit Gottes 76
Gerechtigkeit ist weise Güte 77
Ist Gott uns Gerechtigkeit schuldig? 78
Unendliche Strafen 79
Zulässigkeit der Strafen 87
Falsche Vorstellungen von der Seligkeit 102
Kriegesgebete 106

Vierzehntes Gespräch. Von den physischen Eigenschaften Gottes 110
Ewigkeit 111
Unkörperlichkeit 113
Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit 113
Unwandelbarkeit 114
Unendlichkeit und Allgegenwart 128. 129

III. Theil. Von der Fürsehung.

Funfzehntes Gespräch. Es ist eine Fürsehung S. 3
Beweis aus dem Anschauen der Welt 3
— aus der Absicht des Schöpfers 13

Ein:

Einwurf. Das Uebel S. 14
Warnung vor dem Betrug durch die Schilderung desselben 17

Sechzehntes Gespräch. Vom Uebel 22
Alles geschieht nach dem Willen Gottes 26
Von höheren bösen Wesen 27
Willen und Zulassung 30
Freiheit der Geschöpfe 34
Desto besser, wenn Gott das Uebel schafft 39
Das Uebel ist Vorbereitung zum Guten 43
Vielleicht giebt es gar kein Uebel in der Welt 48
Das Gute ist gewöhnlich, das Uebel Ausnahme 53
Das Gute ist Absicht, das Uebel nur Anhang 55
Der Mensch hat Mittel, das Uebel abzuwenden 56
Uebel ist unvermeidlich — was hier nützet, schadet dort 58

Siebenzehntes Gespräch. Das Uebel ist eine Wirkung des Guten 62
Krankheiten entstehen aus dem Guten 64
Erdbeben, Feuersbrünste, rc. 67
Was gut ist, kann schaden 71

Uebel

Uebel ist — unrecht angebrachtes, oder — übermäßiges Gutes S. 74
Diese Gesetze sind vermuthlich allgemein 74

Achtzehntes Gespräch. Nutzen des Uebels 82
Fragen: 1) Warum schuf Gott die Welt nicht ohne Uebel? 86
Nicht möglich 88
2) Warum verhindert Gott die Verirrungen der Kräfte nicht? 93
a) Unmöglich 94
b) Nicht rathsam 96
a) Leiden lehren das Wohlseyn fühlen 98

Neunzehntes Gespräch. Nutzen des Uebels. Fortsetzung 109
b) Leiden bilden den Verstand 110
Der Mensch leidet mehr, als die Thiere 119
Leiden sind nicht Unglück 128
c) Leiden bilden das Herz 131
d) Von unsrer Schwachheit hängt unsre Größe ab 137
Nutzen dieser Größe 148

Zwanzigstes Gespräch. Nutzen des Uebels. Beschluß 152
e) Die Tugend beruht auf dem Uebel 153

f) Die

f) Die Veredlung des Verstandes gründet sich auf unsre Schwachheit S. 160
Unsre Fehler haben eine gute Absicht 165

Ein und zwanzigstes Gespräch. Verschiedene Vorstellungen von der Fürsehung 172
Gemeine Vorstellung 176
Ewige Fürsehung 178
Beide für die Resultate gleich 178

Zwei und zwanzigstes Gespräch. Wahrscheinlichkeit einer ewigen Fürsehung 203

Drei und zwanzigstes Gespräch. Bestimmung der Idee von der Fürsehung 228

Lehre

Lehre

von

Gott und seinen Eigenschaften.

Neuntes Gespräch.

Resultat aller Vorbereitungen.

Den Tag darauf nahm Philothee seine Kinder und Frommann Morgens bei schönem Wetter mit sich auf einen Spatziergang. Alle gingen stille vor sich hin; nur einige Bemerkungen über den Glanz der Sonne, den Reichthum der Felder, die Anmuth und Fruchtbarkeit der Bäume, den Gesang und den leichten Flug der Vögel, unterbrachen dann und wann auf einen Augenblick das Stillschweigen. Der Vater führte seine Begleiter auf einen Hügel unter einige Eichen, wo sie sich so setzten, daß sie den halben Horizont vor sich frei liegen hatten.

Sehet, meine Lieben, fing der Vater an: der Tag hat auch seine Schönheit und seine Pracht; und ob sie gleich minder groß ist, als die Pracht des Himmels bei der Nacht, so ist sie doch mannigfaltiger und mit uns näher verwandt. Die Nacht reißt uns über die Erde hin, in den Himmel und in fremde Welten. Der Tag zeigt uns unsre Welt, ihre Mannigfaltigkeit und ihren Reichthum. Diese Felder vor uns verkündigen uns den Segen, und zeigen uns unsern künftigen Reichthum. Auf den Wiesen sehen wir das Vieh weiden; eine andre Quelle von Gütern, und ein Beweis der Macht des Menschen, dem alles unterthan ist. Diese Heerden sind dem Menschen gehorsam, lassen sich führen, wohin er will, und würden es vergeblich wagen, sich ihm zu widersetzen. Sehet dort die ruhigen Wohnungen des Menschen. Da hat er sich eine sichre Stätte gebaut, wo er, geschützt vor dem Ungestüm der Jahreszeiten, ruht.

Erinnert euch, meine Kinder, welche Wunder in der Natur wir entdeckt haben. — Welche Wunder in der Fruchtbarkeit der

Pflanzen und der Thiere; welche Wunder in dem Bau des geringsten Wurmes, eines Fliegenkopfes, eines Schmetterlingsflügels! Bedenkt, wieviel Korn, Gras und Früchte allerlei Art täglich und jährlich verzehrt werden. Die Erde bringt das alles wieder hervor. Niemals wird sie erschöpft. Nach einer reichen Erndte giebt sie eine noch reichere; und so gehts ins Unendliche fort.

Dies alles, meine Geliebten, ist euch nunmehr bekannt; ihr seyd im Stande es zu denken und zu fühlen. Noch Eins aber fehlet euch.

Beide. Was denn, bester Vater?

Vat. Die Art zu wissen, wie dies alles enstanden seyn mag.

Wilh. Darüber hab' ich schon manchmal nachgedacht, habe aber nichts finden können. Oftmals hab' ich Herrn Frommann gefragt; er hat mir aber niemals anders geantwortet, als, daß ichs voritzt noch nicht begreifen könnte.

Ferd. Sie haben uns immer gesagt, die Natur hat dies gemacht, das eingerichtet. Weiter weiß ich nichts.

Vat. Hat dir diese Erklärung denn Genüge gethan? Hast du bei diesen Worten etwas klares und bestimmtes gedacht?

Ferd. Nein.

Vat. Ich habe euch dieses gesagt, nur um euch einigermaßen zu befriedigen, damit ihr mich mit Fragen, die ich noch nicht beantworten wollte, nicht beunruhigen möchtet.

Das Wort, **Natur**, wenn man damit den Ursprung der Dinge erklären will, bedeutet ganz und gar nichts. Denn was ist die Natur? Die Dinge, wie sie da sind. Thiere, Pflanzen, Erde und Himmel sind die Natur. Wenn ich nun frage: **Wie** sind sie entstanden? so kann ich nicht sagen: **Durch die Natur**; denn es hieße eben so viel sagen, als: **Durch sich selbst.**

Nein, meine Lieben. Dieses große, unermeßliche Werk, diese Wunder müssen einen

Urheber haben; dieser Urheber muß groß, mächtig, weise, gütig seyn. Diesen Urheber zeigen uns alle seine Werke.

Alle Menschen erkennen Ihn und beten Ihn an, unter verschiedenen Namen — wir nennen Ihn — Gott; oder auch, wegen seiner Wohlthaten, den **Vater der Menschen.**

Ja, es ist ein Gott — der dieses alles, was wir vor uns sehen, der uns selbst geschaffen hat. Er machte den Keim, der nach Jahrtausenden erst zur Entwickelung kommen sollte; Er machte die Erde, und hieß ihr in dem Himmel ihre große Laufbahn vollenden. Er gab ihr Fruchtbarkeit, und füllte sie mit lebendigen Wesen. Er schuf die unermeßliche Sonne, die noch größeren Sterne, Vega, Aldebaran und Capella; die unzählbare Milchstraße. Er ists, der das ganze Weltall zum Daseyn rief.

Ihn
predigt Sonnenschein und Sturm;
Ihn preist der Sand am Meere.
Bringt, sagt auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!

Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Bringt meinem Schöpfer Ehre!

Beide. Wie groß, wie mächtig und weise muß Gott nicht seyn!

Vat. Sehr groß, sehr mächtig, und weise über alle unsre Vorstellungen. Wir können ja mit unsern Gedanken sein Werk nicht einmal fassen; wie viel weniger werden wir Ihn selbst begreifen!

Meine Kinder, ich bitte euch, vergesset niemals Gott, unsern großen Vater, den Vater der Welten.

Wilh. Wie könnten wir Ihn vergessen? Seine Werke erinnern uns ja überall an Ihn.

Vat. Wol recht, mein Sohn;

„Die Himmel erzählen Gottes Macht;„

und die Erde zeigt uns seine Weisheit und Güte. Habet immer auf diese Wunder Acht, so werdet ihr gewiß Gott lieben und verehren.

Ferd. Sie sagen uns, lieber Vater, daß wir Gott nicht begreifen können —: wissen wir denn von Ihm gar nichts, und werden Sie uns von Ihm nicht weiter unterhalten?

Vat. Wir wissen von Ihm so viel, als seine Werke uns lehren, was wir von seinen Werken begreifen. Davon will ich euch unterhalten. Es ist für uns viel; für die Sache selbst aber, sehr wenig. Gott wird immer unendlich größer seyn, als wir uns Ihn denken können.

Unser ganzes Leben hindurch können wir an seinen Werken nachzudenken und zu prüfen haben.

Gott liebt uns; denn er thut uns viel Gutes. Sehet die Schönheit seiner Werke. — Er hat sie so schön gemacht, daß wir uns derselben freuen, und so reich und angenehm, daß wir seiner Wohlthaten genießen sollten. Er, der Vater der Menschen, will, daß wir froh und glücklich seyn. Wenn Er irgend sich betrüben kann, so betrübt Er sich, wenn Er sieht, daß seine Kinder unglücklich sind, und sich unglücklich ma-

chen. Seyd ja immer gut und vernünftig, meine Kinder; betrübet Gott nicht.

Beide Kinder standen da und staunten. Kein Wort konnten sie herausbringen. Der Vater schwieg, sah sie an, freute sich über den Erfolg seiner Lehren, und schöpfte daraus die Hoffnung, daß seine Geliebten wahre Gottesverehrer werden würden. — Nun redete er sie mit folgenden Worten an.

Sehet diesen Hügel, diese Bäume und den weiten Gesichtskreis um uns her, bezeichnet euch diese Stätte. — Hier hörtet ihr zum erstenmal den Namen Gottes, des Schöpfers der Welten, nennen. Dieser Ort, wenn ihr ihn betretet, oder wenn ihr ihn nur von fern erblicket, erinnre euch an diesen Tag. Kommt meine Lieben, umarmet mich; heute seyd ihr zu der Ehre, Anbeter des großen Schöpfers zu werden, gelangt.

Er umarmte seine Kinder, drückte sie an sein Herz und küßte sie.

Nach den Umarmungen nahmen sie den Weg nach Hause. Sie gingen langsam und in feierlicher Stille. Geist und Herz

waren zu voll, als daß sie Worte hätten hervorbringen können.

Zu Hause gab ihnen der Vater die Gellertschen Lieder, und bezeichnete ihnen besonders das Lied:

Gott ist mein Lied ꝛc.

Das Schelten im zweiten Verse, und das Trotzen der Hölle im letzten, hätte er gern weggewischt; er gedachte aber davon Veranlassung zu nehmen, sie vor den kleinen Vorstellungen, die manche Menschen sich von Gott machen, zu bewahren.

Frommann las mit seinen Zöglingen den 33sten und den 104ten Psalm.

Zehn=

Zehntes Gespräch.

Von der Allwissenheit und Weisheit Gottes.

Die beiden Jünglinge konnten kaum die Zeit abwarten, zu welcher ihr Vater sich mit ihnen zu unterhalten pflegte; so sehr waren sie auf eine nähere Erkenntniß des Schöpfers begierig.

Kaum waren sie bei ihrem Vater, als sie ihn baten, seinen Unterricht fortzusetzen.

Meine Kinder, sagte er ihnen, eure Begierde ist mir sehr angenehm. Noch lieber wäre es mir, wenn ihr selbst nachdenken wolltet. Ihr würdet selbst das alles finden, was ich euch davon zu sagen im Stande bin. Wir kennen nur Gott in sofern, als seine Werke uns von seinem Daseyn und seinen Vollkommenheiten unterrichten. Sehet seine Werke an; bedenket, was dazu gehört, solche Werke her-

hervorzubringen: so werdet ihr alles wissen, was auch die gelehrtesten Männer hierüber euch sagen können.

Da aber der Gegenstand für euch, noch zu reichhaltig und zu neu ist, so will ich euch auf die Spur bringen, euch führen und euch einen Faden an die Hand geben, um eure Untersuchungen zu ordnen.

Wir wissen von Gott weiter nichts, als daß er der Urheber des Weltalls ist. Daraus fließen und darauf gründen sich alle unsre Erkenntnisse von Ihm. Was Gott ist, wissen wir nicht; nur einige von seinen Eigenschaften können wir entdecken; diejenigen nemlich, die Ihm als Schöpfer der Welt nothwendig sind.

Wenn ihr nun ein schönes Werk sehet, und ihr denket an Den, der das Werk gemacht hat, was stellet ihr euch sogleich von diesem vor?

Wilh. Er muß Verstand haben, um das Werk zu machen zu wissen; und er muß die Kraft haben, dieses Werk machen zu können.

Vat. Also muß ein jeder, der etwas zu Stande bringen will, Verstand und Kraft besitzen! Dies gilt doch wol auch von Gott?

Ferd. Allerdings.

Vat. Und der Verstand und die Kraft des Urhebers muß allemal so weit zureichen, daß das Werk daraus entstehen könne. Nicht wahr?

Beide. Ohne allen Zweifel.

Vat. Ein kleines simples Werk verlangt wenig Verstand und wenig Kraft. Je grösser aber, je zusammengesetzter das Werk, und je vollkommner es ausgeführt ist, desto mehr erfodert es in dem Urheber Verstand und Kraft. Ein schöner Pallast, ein prachtvoller Tempel hat mehrerer Kunst und mehrerer Hände bedurft, als eine Leimhütte auf dem Dorfe. Das ist doch richtig?

Ferd. Vollkommen richtig.

Vat. Je grösser also ein Werk seyn wird, desto geschickter und mächtiger werde ich mir den Urheber desselben vorstellen.

Wilh.

Wilh. Man kann nicht anders denken.

Vat. Der Verstand hat bei jedem Geschäfft zweierlei zu verrichten — nemlich:

Die Vorstellung des Ganzen und aller Theile desselben zu fassen; dieß heißt das Wissen, oder die Erkenntniß.

Und dann — eine rechte Wahl der Materialien, eine passende Ordnung der Theile zu treffen, dermaßen, daß das Werk dauerhaft sey, seine Bestimmung und die Absichten des Urhebers erfülle. — Dieß nennt man Weisheit.

Ohne Erkenntniß und Weisheit ist keine Hervorbringung möglich.

Die Hervorbringung der Welt verlangte von ihrem Urheber unendlich mehr Erkenntniß und Weisheit, als irgend ein Werk des Menschen.

Die Erkenntniß Gottes, weil sie alles umfaßt, was da ist, nennen wir Allwissenheit; und wir sagen von Gott, Er sey allwissend.

Solches Wort, meine Lieben, ist bald ausgesprochen; aber es wird eben deswegen oft gebraucht, ohne daß man einen rechten Begriff damit verbindet. Man erschrickt, wenn man an die Allwissenheit Gottes denkt.

Betrachtet die Erde. — So groß wie sie ist, so ist sie doch von wunderbaren Geschöpfen ganz voll. Die Gattungen der Pflanzen und der Thiere werden bei tausenden gezählt. Gott kennt sie alle, denn Er bildete sie.

Sehet hier diese dicken Bücher *). Sie enthalten weiter nichts, als die Beschreibung von dem Bau des Menschen. Jenes **) beschreibt die Thiere, die in den Eingeweiden größerer Thiere wohnen. Und dieses ***) lehrt uns den Bau einer einzigen Raupe, die sich auf den Weidenbäumen aufhält. Ihr sehet, es ist ein dicker Quartant. Zwanzig Jahre hat der Verfasser desselben daran gearbeitet, zwanzig Jahre lang an einer Raupe genug zu studiren gehabt.

Beide.

*) Hallers Physiologie.
**) Goezens Geschichte der Eingeweidewürme.
***) Lyonnets Anatomie der Weidenraupe.

Beide. Ist das möglich?

Vat. Es ist gewiß. So viele Wunder enthält eine einzige Raupe, ein Thier, das wir verachten und unter die Füße treten. Viertausend Muskeln hat der Zergliederer gezählt; ohngefehr achtmal mehr, als der Mensch hat.

Denket euch nun, daß alle Thiere auf Erden, alle Pflanzen, alle Geschöpfe so studirt, so beobachtet, so beschrieben worden wären, wie diese Raupe — wie viele Bücher würden da herauskommen! Welche Bibliothek würde sie fassen!

Gott kennt alle diese Geschöpfe — und ganz anders, als Lyonnet seine Raupe kannte. Denn mit aller seiner Erkenntniß, wußte dieser doch nichts weiter, als die Lage und Bildung der großen Theile des Thieres; — den inneren Bau, die Beschaffenheit der Bestandtheile, die Quellen und Werkzeuge des Lebens kannte er nicht. Vielleicht könnte man noch einige Quartbände davon angefüllt haben. Lyonnet konnte keine Raupe machen: Gott aber hat sie gemacht und alle

Geschöpfe. Er hat ihnen Bildung, Gestalt und Leben gegeben; Er kennt sie also ganz vollkommen.

Zählet die Arten der Geschöpfe; berechnet die tausendfachen Mineralien, deren Beschaffenheit der Mensch gar nicht kennt, weil er sie nicht, wie die Thiere und Pflanzen, zergliedern kann. Dieses alles kennet Gott aufs vollkommenste; denn Er hat dieses alles gemacht.

Nicht allein die Gattungen und Arten, sondern die Einzelnen; denn Er hat jedes Einzelne auch geschaffen. Durch wen sonst, durch welche Gesetze wären die wundervollen Keime der Pflanzen und der Thiere gebildet worden, die nun seit vielen Jahrtausenden ihre Entwickelung erreicht, oder zur Vervollkommnung andrer Geschöpfe gedient haben. Sie müssen das Werk einer göttlichen Kunst seyn; und Der, der sie bereitete, muß sie alle kennen. Er zählte die Sterne und nannte sie alle bei Namen; denn Er schuf sie: also hat Er die Menschen, die Würme, die Grashalmen gezählt, denn auch diese schuf Er; so viel deren sind.

Jeder

Jeder Mensch hat seine Eigenheiten, seinen Charakter, seine Bildung, seine Körperbeschaffenheit. Nicht zwei Menschen sind einander vollkommen gleich. Diese Eigenheiten sind eine Folge der eignen Grundbildung des Menschen, und der Umstände, in welchen er existirte. Diese Grundbildung bereitete Gott, diese Umstände ordnete Gott; Er mußte also die Resultate davon kennen; die Eigenheiten eines jeden Menschen müssen Ihm bekannt seyn.

Der Mensch denkt und fühlt nach seiner Beschaffenheit, und nach den Umständen. Gott sieht also, was der Geist des Menschen denkt, und was sein Herz fühlt. Er kennt alle unsre Gedanken, Er prüft und erforschet uns *).

Zählet die Millionen der Menschen, welche leben und gelebt haben —; zählet die Vögel der Luft, die Fische im Meere, die unsichtbaren Thiere, deren hunderte in einem Tropfen Wassers schwimmen; — zählet die Halmen auf dem Felde; — dann versuchet, ob

*) Psalm 139.

ob ihr euch einen Begriff von Gottes Allwissenheit machen könnt!

Allwissenheit sage ich? Ich sehe, ihr staunet schon; und noch haben wir kaum einen Anfang gemacht.

Wenn Gott uns kennt, weil Er uns schuf; und wenn Er gleichfalls alle die Keime schuf, die sich bisher entwickelten; wenn Er jetzt unsre Gedanken und die Umstände kennt, weil diese eine Folge der ersten sind, die Er ordnete: so konnte Er, schon da Er die Welt schuf, uns und unsre Gedanken und die jetzige Lage und Umstände kennen. Er kann alles vorhergesehen haben, was bis zum Ende der Welt — wenn die Welt ja ein Ende nehmen soll — geschehen und gedacht werden wird — Jahrhunderte und Millionen Jahrhunderte können Ihm alle gegenwärtig seyn. Er sieht jetzt, und hat von Ewigkeit her gesehen, was in zehntausend Jahren und späterhin geschehen wird.

Wilh. Aber, liebster Vater, wie ist das möglich? Welcher Geist kann das fassen?

Vat. Nicht unser Geist; nein, aber der Geist Des, der die Welt schuf. Ihn können wir mit uns nicht messen, nicht vergleichen. Er schuf die Welt; und wir, wir können kaum ein wenig Erde aus seiner Stelle versetzen. Er belebte die Natur und den Menschen; und unsre größte Kunst besteht darin, daß wir das Ansehn der Natur mit Farben ausdrücken und die äußere Gestalt des Menschen in einem Bilde vorstellen.

Wilh. Sie sagen aber, Gott könne das wissen, was geschehen wird, weil er alles gemacht und angeordnet hat —. Weiß denn der Baumeister, wie lange ein Haus, das er gebaut hat, stehen, ob es abbrennen oder einstürzen, oder von schlechten Bewohnern zu Grunde gerichtet werden wird, oder nicht? Das weiß er nicht; und doch hat er das Haus gebaut, und weiß, was darin ist.

Vat. Mein Kind, der Unterschied ist groß.

1. Hat denn der Baumeister die Steine und das Holz, welche er zu seinem Bau

brauchte, selbst gemacht? Diese sind ihm von Andern geliefert worden. Sie können schlecht oder gut seyn, ohne daß ers weiß.

2. Auch die Umstände schafft der Baumeister nicht, und die künftigen Bewohner sind ihm unbekannt.

Wenn er aber alle Materialien bis in die ersten Grundtheile ihrer Beschaffenheit zusammengesetzt, den Boden, auf welchem das Haus ruht, gemacht hätte; wenn er die Gesetze, nach welchen eine Quelle unter dem Hause entstehn, und den Grund desselben erschüttern wird; die Gesetze, nach welchen dereinst ein Wetterstrahl darauf fallen, und es in Brand stecken wird, angeordnet; und wenn er alle einstigen Einwohner dieses Hauses nach den innigsten Eigenheiten ihres Charakters gekannt hätte; — dann sollte er doch wol die Dauer und das Schicksal seines Baues bestimmen können. Was meynet ihr?

Wilh. Ja, dann wohl.

Vat. Gott hat nun alles gemacht, die zerstörenden und erhaltenden Kräfte und Ge-

setze

setze sowol, als die Dinge, welche erhalten und zerstört werden. Er kann also die ganze Zukunft wissen, weil Er die Kräfte und Wirkungen, den Widerstand und die Dauerhaftigkeit eines jeden Dinges kennt.

Der Dichter spricht also die strengste Wahrheit, wenn er sagt:

Er kennt mein Flehn und allen Rath der Seele.
Er weiß, wie oft ich Gutes thu und fehle.

— — — —

Er wog mir dar, was Er mir geben wollte;
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war *).

Und Jener, wenn er Gott anredet und spricht:

„Du kennest meine Gedanken von fern **).

*) In dem Liede: Gott ist mein Lied.
**) Psalm 139.

Welch ein unermeßlicher Abgrund von Erkenntniß!

Aber noch haben wir nur einen Anfang, ein wahres Nichts gegen das Ganze der göttlichen Allwissenheit betrachtet.

Wenn alle Menschen mit dem größten Eifer und mit den besten Kräften der ausgezeichnetesten Genies von jeher nach Erkenntniß gestrebt hätten; wenn Alle und Jede irgend einen Theil der Schöpfung mit Anhalten und dem Erfolg, wie Haller den Menschen, und Lyonnet die Weidenraupe, studirt hätten, und zehntausend Jahre noch immer fortstudirten; — die ganze Masse ihrer Kenntnisse würde dennoch nie mit der göttlichen Erkenntniß vergleichbar seyn. Immer nur würden sie äußere Gestalten kennen; das Innre, die Natur eines jeden Dinges, wäre ihnen verborgen. Sie könnten keinen Keim eines Thieres oder einer Pflanze, keine Milbe, keinen Grashalmen machen.

Was wir aber von der göttlichen Erkenntniß betrachtet haben, verhält sich zu Gottes Allwissenheit, wie die Erde zu dem ganzen uner-

unermeßlichen Weltall, in welches die Erde verloren und verschlungen ist. Zählet die bekannten und unbekannten Welten, die von unsrer Sonne ihr Licht haben, die Planeten, die Trabanten, die Kometen; berechnet, wie viele hundert Welten von der Vega, von dem Aldebaran, von der Capella, Licht und Wärme erborgen mögen; zählet die Sterne am Himmel, besonders die der Milchstraße; überschlaget, ob die, die wir sehen, die ganze Zahl ausmachen, oder ob es nicht noch Millionen gibt, die wir nicht sehen; stellet Vermuthungen an über die Menge, die Größe, die Bevölkerung ihrer Planeten, ihrer Trabanten und ihrer Kometen; bedenket, daß Gott alle diese und ihre Bewohner so innig kennt, wie unsre Erde und ihre Bewohner; daß Er sie sieht, daß Er sie gesehen hat; daß Er weiß, was ihnen widerfährt, was sie thun und was sie denken; daß Ihm die ganze Dauer und alle Zukunft bis in die späteste Ewigkeit vor Augen da liegt; — weil Er sie alle schuf —: dann, wenn ihr dies fassen könnt — dann werdet ihr einen etwanigen Begriff von Gottes Allwissenheit haben. Wahrlich,

„Solches Erkenntniß ist mir zu wun-
„derbar und zu hoch; ich kanns nicht
„begreifen! *)

Nein, meine Kinder, man würde es nicht glauben, wenn es nicht nothwendig so seyn müßte.

Wilh. Das übersteigt alle Vorstellung!

Vat. Kannst du aber daran zweifeln?

Wilh. Nein — zweifeln kann ich nicht; ich muß glauben: und doch widersteht es mir, weil ich es nicht fassen kann.

Ferd. Es muß so seyn — denn wie könnte Gott sonst wissen, ob seine Welt besteht, wie Ers haben will, oder nicht?

Vat. Ein guter Gedanke, mein lieber Ferdinand; Gott muß wissen, was vorgeht, sonst möchte wol alles verloren gehn, ohne daß Ers wüßte.

Diesen Gedanken werden wir ein andermal verfolgen.

Die

*) Psalm 139.

Die Art, wie Gott alles weiß, ist noch bemerkungswürdig. Er wird gar oft so vorgestellt, als wenn Er sähe, was vorgeht, und die Begebenheiten auf diese Art erführe. Diese Vorstellung aber ist falsch. Nur derjenige, der die Dinge nicht kennt, muß den Vorgang sehen, um ihn zu wissen. Gott aber, für den es keinen Zufall gibt, sieht die Zukunft in den Ursachen, in den Kräften und Gesetzen, die solche hervorbringen. Ich will euch dieses durch Beispiele erklären.

Unsre Astronomen dürfen es nicht erst sehen, um zu wissen, wo dieser oder jener Himmelskörper morgen, oder in zehn und hundert Jahren stehen, und wann eine Sonnen- oder Mondfinsterniß seyn wird. Sie wissen es, wenn sie wollen, tausend Jahre vorher; weil ihnen die Gesetze, nach welchen die Planeten und andre Weltkörper sich bewegen, vollkommen bekannt sind. Auch sagen sie uns nicht allein Tag und Stunde, sondern Minute und Secunde des Eintritts in den Schatten, der Dauer, des Ausganges; und wie weit die Finsterniß gehen soll, nach Zoll und Strichen.

Wind

Wind und Regen, Hitze und Kälte haben ihre Gesetze, die eben so bestimmt sind, als die Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper. Nur kennen wir sie noch nicht, weil sie zusammengesetzter sind. Kennten wir diese aber, so gut wie jene, so wie der Schöpfer sie kennt; so würde kein Windstoß geschehen, kein Tröpfchen Regen fallen, das wir nicht vorhersehen könnten.

Die Beschaffenheit des Menschen, sein Denken und Wollen hat ebenfalls seine bestimmten Gesetze. Wer diese kennte, wie Gott, der sie gemacht hat, kennt; der würde jedes Thun und Lassen, jeden Gedanken des Menschen vorhersehen. Manches können wir auch vorher wissen. Gesetzt; ich werfe ein Stück Geld auf die Straße; so weiß ich schon, ehe ich es sehe, daß der Erste, der es gewahr wird, es aufnimmt. Wenn mir nun alle Menschen in der Stadt, ihre Geschäfte und Gänge bekannt wären; so wüßte ich auch, wer zuerst da durchkommen und das Geld finden wird.

Daher sind die Ausdrücke, prüfen, erforschen, wenn wir von Gott sprechen, schlech-

ter.

terdings unrichtig. Gott prüfet und erforschet nicht; Er weiß alles vorher.

Da Gott alles kennt und kennen muß, weil Er alles gemacht hat, so muß Er auch wissen, was am besten zusammen paßt, um ein Ganzes auszumachen, wie Er es haben will. Diese Erkenntniß heißt Weisheit.

Gott muß weise seyn, weil Er allwissend seyn muß.

Von der Weisheit Gottes können wir nichts weiter sagen, als daß sie ist. Denn um diese aus der Schöpfung zu erweisen, müßten wir die Schöpfung kennen, ihre Gesetze einsehen, ihre Zwecke und Mittel, und ob keine bessere möglich sind, wissen. Und von diesem allen wissen wir kein Wort. Die Welt ist da, sie besteht: also muß der Schöpfer sie zu machen, ihre Theile zu verbinden, und die Gesetze derselben zu finden und mit einander zu passen gewußt haben. Das weiß ich, daß der Schöpfer weise seyn muß. Seine Weisheit aber kann ich nicht einsehen.

Man zeigt freilich in der Welt manche Spur von Weisheit; z. B. daß der Schöpfer uns durch das Vergnügen zur Erhaltung unsers Lebens anhält, daß Er uns durch Neugierde dahin lockt, wo der Nothleidende unsrer Hülfe bedarf; daß Er Wärme und Kälte, trockene und nasse Witterung gegen einander abzumessen gewußt; daß Er ganz simple Mittel, die Berge, gefunden, um den Umlauf des Wassers zu erhalten; und tausend andre Wunder der Natur mehr. — Dieses alles aber scheint mir von der Weisheit Gottes eben so wenig gesagt, als wenn ich einen Maler loben wollte, daß er die Farben gut reibt.

„Mit Befremden, und fast mit Aergerniß, sagt ein Philosoph *), habe ich den „Nieuwentyt gelesen. Ein Buch von den „Wundern der Natur, welche die Weisheit ihres Urhebers zeigen —! Wenn „das Buch so groß wäre, als die ganze „Welt, so würde ihm noch immer der „Hauptzug fehlen — der Zusammenhang „des Ganzen.„

Er

*) Rousseau.

Er hat Recht. Wer den Zusammenhang der Welt nicht übersieht, der muß Gottes Weisheit nicht preisen wollen. Schätzen kann er sie nicht; was will er denn von ihr rühmen? Gott ist viel zu groß, als daß wir ihn loben könnten.

Eilftes Gespräch.

Von der Macht Gottes.

Vat. Gott hat das unermeßliche Weltall geschaffen und geordnet. Er muß also über alle Vorstellung mächtig seyn. Wir nennen Ihn allmächtig; weil Er alles, was ist, gemacht hat; und mithin machen kann.

Ich wills nicht versuchen, meine Geliebten, euch einen Begriff von der Allmacht Gottes zu geben. Denket an das Weltall, an den gestirnten Himmel, an den unermeßlichen Raum, an die Menge der Geschöpfe; steiget von den Thierchen, deren hunderte in einem Tropfen Wassers schwimmen, bis zum Elephanten und Wallfisch hinauf; erhebet euch von da zu der Größe und Bevölkerung der Erde; und nun noch höher zur Sonne, zur ungeheueren Capella: da werdet ihr einen etwanigen Maaßstab der Macht

und Größe des Schöpfers haben. Einen etwanigen, nothdürftigen Maaßstab, sage ich.

„Die Himmel erzählen die Ehre Got„tes; und die Veste verkündiget seiner „Hände Werk.„

Es werden unter den Gelehrten viele Fragen über die schaffende Macht Gottes aufgeworfen; als zum Beispiel:

1. Ob Gott die Materie, woraus die Welt bestehet, schuf; oder ob Er sie vorfand und nur ordnete?

2. Wie Gott die Welt geschaffen habe? Und andre mehr, die noch minder wichtig sind; als: Wann Gott schuf? ob Er immerfort neue Welten schafft?

Von beiden ersten wollen wir ein Wort sagen.

Also —: Hat Gott die Materie geschaffen, oder bloß geordnet? und ist die Materie ewig?

Wilh. Aber, leber Vater, kann man denn das wissen?

Ferd. Und ich möchte sagen: Was gehen uns diese Fragen alle an? Ists nicht genug, daß die Welt da ist, daß Gott sie so geordnet hat? Ist Er da nicht mächtig und groß genug?

Vat. Du hast Recht, mein Sohn. Der Mensch aber hat nun einmal den Fehler. Er will alles wissen, und auch was ihm zu wissen unnütz und unmöglich ist. Wenn er denn doch nur nicht entscheiden wollte, nicht zankte, und nicht diejenigen verlästerte, die über solche Fragen andrer Meinung sind, als er.

Wilh. Wie? hat man diese Fragen entschieden?

Ferd. Und sich darüber gezankt und verfolgt?

Vat. Beides hat man gethan. Die Mehresten haben entschieden, daß Gott die Materie geschaffen hat; haben diejenigen, welche die Materie ewig glaubten, Atheisten und Ketzer genannt. Nachher möget ihr

Herrn Frommann fragen, was diese Wörter bedeuten. Nur müßt ihr wissen, daß man die sogenannten Atheisten und Ketzer lange Zeit, wie Räuber und Mörder, zum Tode verdammt hat.

Wilh. Das ist abscheulich! — Aber wie wußten es denn die Einen und die Andern, daß sie auf ihrer Meinung so fest bestunden?

Vat. Das weiß ich nicht; das mochten sie selbst wol nicht wissen. Diejenigen, welche die Schöpfung der Materie behaupteten, führten zum Grund an, daß Gott über die ewige Materie nicht Macht genug gehabt haben würde. Die Andern sagten, daß man aus Nichts nichts machen könnte. Beide maßen sich an, über die Allmacht Gottes zu entscheiden. Und es kennt sie doch kein Mensch. — Denn was wir wissen, ist für nichts zu rechnen.

Die zweite Frage:

„Wie Gott die Welt geschaffen habe;„ ist nicht viel leichter zu beantworten; aber sie ist uns wichtiger, und dient zur bessern Einsicht von Gottes Allmacht.

 Schon

Schon in dem hohen Alterthume hatte man von der Art, wie Gott die Welt erschaffen hat, einen erhabnen Begriff; nemlich: Gott habe durch seinen bloßen Befehl alles vollendet.

Moses, der uns erzählt, welche Meinung man zu seiner Zeit von der Schöpfung hatte, und die Schöpfung nach dieser Meinung vorstellt, sagt:

„Gott sprach: Es werde — und es
„ward —„ *)

Und in den Liedern eines alten jüdischen Dichters heißt es:

„So Er spricht, so geschiehts;
„So Er gebeut, so stehts da.„ **)

Gott darf nur wollen; und, was Er will, geschieht den Augenblick.

Diese erhabne Vorstellung hat für sich eine große Wahrscheinlichkeit. Wenn wir bedenken, wie wir es nachher sehen werden, daß Gott nicht wohl einen materiellen Körper haben

*) 1. B. Mos. Kap. 1.
**) Psalm 33.

haben kann, sondern das seyn muß, was wir einen Geist nennen —; ferner, daß sich Gott Instrumente hätte machen müssen, wenn Er nach Art der Menschen gearbeitet hätte; so müssen wir bekennen, daß jene große Vorstellung, so unbegreiflich sie uns immer seyn mag, dennoch fast nothwendig wahr seyn muß.

Das ist ausgemacht, daß Gott nicht, nach Art der Menschen, mit Händen arbeiten konnte, wenn Er keine Hände, keinen Körper hatte. Daß Er unkörperlich ist, werden wir in der Folge sehen; wenn wir von seinen physischen Eigenschaften reden.

Aber gesetzt auch, Gott habe einen Körper; und Er habe mit Instrumenten arbeiten können — Woher diese Instrumente? Die mußte Er sich machen. Man wird sich hier die Menschen vorstellen, die Steine und Metalle unter ihrer Hand finden, und sie als Instrumente brauchen, um bessere zu machen. Allein die Steine, die Metalle selbst mußte Gott erst machen, Holz und Bäume waren nicht da. Mußte Er nun aber erst, ohne Instrumente, Werkzeug

machen; so war es eben so leicht, auch gleich an die Arbeit selbst zu gehen.

Wenn wir denken sollten, daß Gott körperlich gearbeitet hätte, müßten wir Ihm eine solche Körpergröße zuschreiben, die die Welt erfüllen möchte. Wie wollte Er die Sterne gebaut haben, wenn Er nur so groß wäre, daß Er von der Sonne bis zum Uranus reichte? Nein, es ist sehr wahrscheinlich, daß Er die Welt so geschaffen hat, wie es unser Dichter jenem alten nachsingt:

„Er will und sprichts; so sind und leben
Welten.„

Die gemeinste Meinung ist, daß Gott die Welt, in ihrer ganzen Größe, in einem Augenblick, oder wie die Philosophen sprechen, in einem Nu, geschaffen hat.

Wenn Er sie durch seinen bloßen Befehl machte, bedurfte es auch dazu keiner langen Zeit. Wir brauchen zur Verfertigung unsrer Werke Zeit, weil wir mit unsern Händen ein Stück nach dem andern bearbeiten. Wenn uns aber die Materie gehorchte, wenn ein Sandkorn auf unsern Befehl sich versetzte,

oder

oder wenn ein Stein nach unserm Geheiß sich lagerte; so könnten wir Millionen auf einmal befehlen, und mit einem Wort einen Pallast bauen, oder einen Berg aufthürmen.

Haltet nun alle diese Vorstellungen zusammen. Die Größe des Weltalls, die Schöpfung mit einem Worte, und in einem Augenblick — welche Größe, welche Macht in dem Schöpfer!

Diese Vorstellungen gehen über unsre Fassungskraft; wir können sie nicht denken. — Allein, wir sprechen von dem Schöpfer der Welten.

Nun, meine Lieben, muß ich noch einige falsche Begriffe berichtigen, die man sich von der Allmacht Gottes macht.

Vorerst ist die Frage: Konnte Gott etwas anders, etwas besseres schaffen, als Er gethan hat? Was denket ihr zu dieser Frage?

Wilh. Ich weiß es zwar nicht gewiß; allein, ich sollte denken, daß Gott nichts Besseres schaffen konnte. Denn warum hätte er nicht das Beste gewählt?

Ferd. Es ließe sich keine Ursach dazu denken.

Vat. Keine. Denn entweder ist nichts besseres möglich; oder Gott wußte nichts besseres; oder Er wollte das Beßre nicht wählen. In beiden ersten Fällen konnte er nichts Besseres hervorbringen; und der letzte Fall läßt sich von Gott gar nicht denken.

Die Menschen glauben zwar manchmal etwas Besseres zu sehen, als, was da ist; eine Welt ohne Leiden, den Menschen ohne Fehler, Regen ohne Ungewitter, und dergleichen mehr. Vermuthlich war es nicht möglich.

Gott möchte wol noch manches machen können, anders, als es ist; Er hat aber, nach seiner Weisheit, einen gewissen Plan gewählt, und bestimmte Gesetze verordnet, von welchen Er nicht abweicht. Also kann man dreist sagen: **Gott kann dieses und jenes nicht thun, was wider die Gesetze der Natur läuft.**

So glauben die mehresten Menschen, Gott könnte, wenn er wollte, den Menschen glück-

glücklich machen, der Mensch mag leben, wie er will. Das glaube ich nicht. Der Mensch, der unvorsichtig ist, nimmt Schaden; wer schwelgt, wird krank; wer zänkisch ist, kann nicht die Ruhe des Lebens genießen; wer ungerecht ist, muß Widerwillen und Strafe von Seiten der Menschen, die er vervortheilt hat, erfahren. Umsonst wird er zu Gott um Gnade und Erlassung der Strafe beten. Derjenige, der nicht nachdenkt, bleibt unwissend und stumpf; Gott lehrt ihn nie durch ein Wunder der Allmacht. Gott mag vieles thun können, das Er vermöge seiner Weisheit nicht thut; aber dieses — den Menschen glücklich machen, ohne daß derselbe darnach strebe, — das kann Er, meines Erachtens, schlechterdings nicht; denn sonst, warum sollte Ers nicht thun? was kann Ihm das Elend so vieler Menschen helfen?

Der Muhamedaner sagt: **Will mich Gott vor der Pest bewahren, so kann Ers ohne meine Hülfe thun. Will Ers nicht, so werden alle meine Verwahrungsmittel überflüssig seyn.** So thut er

nichts, und läßt die Pest ihn alle Jahre heimsuchen.

Warum sagt er nicht auch: **Wenn Gott will, daß ich leben soll, so kann Er mich erhalten, ohne daß ich esse; und wenn Er will, daß ich sterbe, so wird mir das Essen nichts helfen**: Aus dem Grunde wäre alles umsonst und gleichgültig, was der Mensch thun oder lassen möchte.

Wenn Gott wollte, so könnte Er. Das ist möglich, und ich habe nichts dawider. Aber Er will nicht. Gott will nichts, als was aus den Ursachen, die in der Welt sind, erfolgt. Die Klugheit und die Unvorsichtigkeit, das Thun und Lassen der Menschen, sind auch Ursachen, die ihre Wirkung thun; und diese Wirkungen will Gott, wenn die Ursachen vorhanden sind.

Auch unter uns giebt es Menschen, die so sprechen, wie der Muhamedaner. Ein Kranker wird sagen: **Will Gott mich retten**, u. s. w. Die Antwort ist: **Gott will**, wenn Ursachen dazu da sind; d. h. wenn auch du das Deinige thust. Gott will

deine Felder mit Früchten segnen — wenn du sie bauest und besäest. Wo du das nicht thust, so wirst du nichts erndten.

Das sehen wir in der Welt. Ueberall folgen die Wirkungen aus den Ursachen. Aus welchem Grunde sollten wir uns Thaten der Allmacht einbilden, die mit diesem Gesetze in Widerspruch stünden? Woher könnten wir eine solche Idee nehmen?

Was die Menschen auf solche Erfahrungswidrige Vorstellungen gebracht hat, sind gewisse seltene Begebenheiten, deren Ursachen der menschlichen Kurzsichtigkeit verborgen waren. Z. B. ein Mann wird von den Aerzten aufgegeben, die ihm den Tod zusagen. Ganz unvermuthet kehrt er wieder zum Leben zurück. Dieß schreibt man der göttlichen Allmacht zu — Denn, sagt man, alle Hoffnung war verlohren, alle Kräfte waren geschwunden. — Man kann aber fragen: Habt ihr denn die verborgenen Lebenskräfte und des Kranken Constitution sehen können? Sie konnten ohne euer Wissen daseyn. „Wir haben zu Gott gebetet,„ sprechet ihr; „Er hat unser Gebet erhört,

und

„und unsern Vater vom Tode gerettet.„ — Aber jener Mann, der noch mehr Kinder hatte, der noch weniger, als euer Vater, hinterließ, ist gestorben. Hat man denn für den nicht gebetet? Und dort, der arme Ackermann, dessen ganzer Reichthum seine kleine Erndte ist, dessen Kinder um Brod schreien — Er war zur Zeit der Saat krank. Gebetet hat er gewiß; denn wer betet nicht in der Noth? Gott hat doch seinen Acker nicht gesegnet. Ist es Ihm denn leichter, einen Sterbenden vom Tode zu retten, als ein ungebautes Feld fruchtbar zu machen?

Meine Kinder, lasset uns keine andre Wirkungen der Allmacht suchen, als die, die wir vor Augen haben, die aus den göttlichen Gesetzen in der Natur erfolgen. Diese sind groß und herrlich genug, um uns zur Anbetung unsers Gottes zu erheben. *)

Zwölf-

*) Wohl zu merken! ich will damit die Wunder der Bibel nicht leugnen. Diese haben mit unsern vorhabenden Betrachtungen nichts gemein. Ich kann den Vater mit seinen Kindern, denen er die ersten Begriffe von Gott beibringt, nicht so reden lassen, wie der Theologe mit seinen Catechumenen spricht, die er zum Abendmahl vorbereitet. Jedes hat seine Zeit. Hier ist nur die Rede von der gewöhnlichen Oekonomie der Fürsehung.

Zwölftes Gespräch.

Von der Güte Gottes.

Vat. Die Allwissenheit, Weisheit und Allmacht Gottes sind in seinem Werke, der Welt, offenbar. Nicht minder aber eine andre Vollkommenheit des höchsten Wesens, deren Entdeckung uns noch mehr erfreuen muß; ich will sagen, seine Güte. Seine Allwissenheit und Weisheit erfüllten uns mit Verwundrung; seine Allmacht, mit Erstaunen; seine Güte aber muß uns mit Vertrauen und Liebe erfüllen.

Die Schönheit der Natur, ihr mannigfaltiger Reichthum, sind Zeugen von der Vaterliebe des Schöpfers.

Daß Gott seinen Creaturen ihre Speise zu seiner Zeit giebt *), das will ich nicht geradezu als einen Beweis seiner Güte anführen. Denn da Er sie so schuf, daß sie zur

*) Psalm 145.

zur Erhaltung ihres Lebens der Speise bedurften; so mußte Er ihnen Speise geben, wenn Er wollte, daß sie lebten. Er selbst hat sich, zur Erreichung seiner Absichten, diese Nothwendigkeit aufgelegt; und man kann Ihm seine Geschenke von dieser Art nicht eigentlich als erzeigte Wohlthaten anrechnen.

Allein der Genuß derselben ist mit Vergnügen verbunden; wie angenehm ist nicht dem Hungrigen die Speise, dem Durstigen der Trunk! Dieses Vergnügen ist keine Nothwendigkeit. Der Schmerz des Hungers und des Durstes wären schon hinreichend gewesen, den Menschen zur Sorge für seine Erhaltung zu zwingen. Nöthigt uns doch das Misbehagen der Krankheit, ohne Vergnügen, mit Widerwillen und Ekel, Arzeneien einzunehmen. Der Schöpfer aber wollte seine Geschöpfe durch die Fesseln des Vergnügens zur Erfüllung seiner weisen Absichten anhalten. Ist das nicht Güte und Liebe?

Eine einzige, simple Speise würde genugsam das Bedürfniß befriedigen — die mehresten

resten Geschöpfe haben verschiedene; der Mensch hat sie bei tausenden. Die Mannigfaltigkeit vermehrt das Vergnügen. Es war nicht nothwendige Anstalt des Schöpfers zur Ausführung seiner Zwecke; es war Liebe: Gott will, daß seine Geschöpfe sich Seiner freuen sollen.

War es nicht möglich, den Gewächsen allen eine traurigdürre Gestalt, statt des schönen Wuchses, des anmuthigen Laubes und der mannigfaltigen, schöngefärbten Blumen, zu geben? Gestalten, Laub, munteres Grün und Blumen sind keine Nothwendigkeit. Die hohe Fichte hat nur Nadeln und düsteres, schwärzliches Grün. Der Weinstock hat keine Gestalt, und eben so wenig Blumen, als das Korn. Jene Schönheiten, die Zierde der Gärten und Felder, sind freiwillige Geschenke des Schöpfers, die uns seiner Güte versichern.

Der Weinstock, dessen Frucht des Menschen Herz erfreut; das Korn, welches uns das stärkende Brod giebt, haben keine Gestalt, keine Blume; ihre Blüte ist unansehnlich. Wollte uns Gott dadurch zeigen, daß

Er uns ohne Pracht und Anmuth mit reichlichen Geschenken und mit vortrefflichen Gaben segnen kann? Die schönsten Blumen unsrer Gärten, deren Pracht, Gestalt, Farbe und Geruch uns erfreuen, sind unfruchtbare Schönheiten. Wollte Gott vielleicht uns zeigen, daß Er uns nicht allein das Bedürfniß, sondern auch Freude, Ueberfluß zum Vergnügen zugedacht hat? Alle Schönheit, alle Pracht der Natur, sind also freiwillige Geschenke, die Er uns, seiner Absicht mit unsrer Erhaltung unbeschadet, versagen konnte.

Was soll ich von dem angenehmen Gesange der Vögel, von ihrem prächtigen Gefieder, von den herrlichen Gestalten so mancher Thiere sagen? Warum hat die Nachtigall eine so melodische Kehle, der Pfau einen so glänzenden Schweif, das Pferd eine so edle Gestalt? Ist es nicht, um uns zu vergnügen? Denn sie, diese Thiere, bedürfen und genießen diese Vorzüge nicht. Wir mögen unsre Blicke um uns her auf die Erde werfen, oder gen Himmel erheben; — allenthalben sehen wir Schönheit und Pracht,

Glanz und Mannigfaltigkeit. Ueberall ist die Welt voll von der Güte des Herrn!

Viele Früchte gab uns Gott — nicht zur Nahrung; denn sie nähren nicht; ihr ganzer Bestand ist Saft, und dieser Saft kühlt und erfreuet nur.

Warum erhob Gott den Menschen zum Herrn über seine Werke? Warum gab Er ihm Gewalt über die Thiere auf dem Felde, über die Fische im Meere, über die Vögel unter dem Himmel? War das Bedürfniß der Erhaltung, und können wir ohne diese Herrschaft nicht leben?

Es ist nicht möglich, alle Spuren der Güte Gottes zu bemerken; sie sind unzählig.

Wilh. Bester Vater, darf ich einen Gedanken sagen, der mir aufstößt?

Vat. Sage ihn.

Wilh. Wenn Segen, Reichthum, Schönheit der Natur die Güte ihres Urhebers beweisen; sollte man aus dem Uebel, Ungewitter, Hagelschlag, Unkraut, Miswachs,

Gift, reißenden Thieren, und dergleichen mehr, nicht einen Gegenbeweis führen, und zeigen können, daß der Schöpfer nicht gütig ist, und Leiden seiner Geschöpfe zur Absicht hat?

Vat. Dieses habe ich nicht vergessen. Es ist mir aber lieb, daß du von selbst darauf kommst. Nur laß mich voritzt in meinem Beweise fortfahren; nachher werden wir von dem Uebel in der Welt reden.

Wilh. Recht gern, lieber Vater.

Vat. Indeß, damit du nicht durch deinen Einwurf gegen meine Lehre eingenommen seyst, und daß du, frei von Vorurtheilen, meine Gründe recht einsehen könnest, will ich dir nur vorläufig sagen, daß deine Einwendung schon oftmals gemacht worden ist, und daß man sie vollkommen beantworten kann.

Wilh. Das soll mir lieb seyn.

Vat. Nun, mein Sohn, sollst du selbst meinen Beweis weiter ausführen.

Wilh. Ich?

Vat. Ja, du. Sage mir, glaubst du, daß Gott, bei seiner Schöpfung, irgend eine Absicht gehabt habe?

Wilh. Ganz zuverlässig dürfte ich es wol nicht entscheiden. Aber ich kann mir keine Handlung eines verständigen Wesens denken ohne Absicht.

Vat. Wohl. Unsre erste Frage ist immer: Wozu? Warum? — Eben so denken wir auch von Gott, und wir können uns Ihn nicht anders vorstellen.

Was mag wol aber Gott bei der Schöpfung für einen Zweck gehabt haben?

Wilh. Es ist mir nicht möglich, auf diese Frage zu antworten.

Vat. Du wirst sie gewiß beantworten, so bald ich sie dir nur anders vortrage. Nun also, was meinest du? Sollte Gott der Welt wol bedürfen, so daß Er sie für seine Nothdurft schaffen mußte?

Wilh. Das wol nicht. Denn was könnte Er brauchen?

Vat. Gott war, ehe die Welt bestand; sonst konnte Er sie nicht schaffen. Er war zu der Zeit schon, was Er jetzt ist, allmächtig. Er konnte nichts genießen, nichts brauchen, weil nichts da war. Wie könnte Ihm jetzt etwas nöthig seyn?

Ferd. Nein, Gott kann nichts brauchen.

Vat. Das ist auch die Meinung Aller, welche je über diese Frage nachgedacht haben.

Allein, Viele sagen uns, Gott habe die Welt um seiner Ehre willen geschaffen. Was saget ihr dazu?

Ferd. Um seiner Ehre willen; — das versteh' ich nicht recht.

Vat. Sie meynen damit, Gott habe die Welt geschaffen, um von dem Menschen wegen seiner Größe, Allwissenheit, Weisheit, Allmacht und Güte gelobet zu werden.

Wilh. In der Moral habe ich gehört, und in vielen Büchern gelesen, daß die Begierde nach Beifall und Lob ein Fehler ist, den man Eitelkeit nennt. Ich habe gelesen

und gehört, daß man das Gute um des Guten selbst, und nicht um des Lobes willen thun müßte; daß eine gute That aus Ruhmsucht keine tugendhafte Handlung ist, und daß man seine Wohlthaten heimlich halten soll. — Und Gott sollte um des Lobes willen die Welt geschaffen haben?

Vat. Setze hinzu, daß Gott seinen Zweck nicht erreicht, bald hätte ich gesagt, daß Er sich sehr betrogen hat, wenn das seine Absicht war. Denn wenige Menschen kennen Gott. Viele wissen von Gott fast gar nichts; und die mehresten loben Gott in Gebeten, die sie fast gar nicht verstehen.

Und dann, selbst die Gelehrtesten, die von den Werken Gottes die größte Erkenntniß haben, was wissen sie? Können sie die Größe des Weltalls ausmessen? Kennen sie den innern Bau der Dinge, die Quellen des Lebens, des Wachsthums, der Bewegung? die Art, wie die Nahrung geschieht? die Kraft, welche die Himmelskörper auf ihren Bahnen erhält, und in ihrem Laufe forttreibt? Wissen sie die Ursachen der Schwere, der

magnetischen Erscheinungen? Nichts von dem allen. — Wie wollen sie Gott loben?

Lob kann nichts bedeuten, wenn es nicht von einem solchen ertheilt wird, welcher das ganze Werk übersehen kann, und die Kräfte zu schätzen weiß, die zu dessen Hervorbringung nöthig waren.

Wenn in dem Hörsaale eines sehr gelehrten Mannes einige Kinder wären, die kaum erst sprechen könnten, geschweige denn, daß sie die Wissenschaften verstünden; gesetzt, diese Kinder fänden, ich weiß nicht wie, einiges Wohlgefallen an dem Vortrage des Mannes, und fiengen an, ihm ihren Beifall zu bezeigen: nicht wahr, der Mann würde ihnen sagen: **Kinder, schweiget; ihr verstehet es nicht** —?

Beide. Ganz gewiß.

Vat. Glaubet ihr denn, daß die größten Gelehrten unter den Menschen von Gottes Allmacht und Weisheit und von seinen Werken viel mehr, als jene Kinder von einer Rede über Wissenschaften, verstehen?

Wilh. Einige Worte verstünden sie vielleicht, und weiter nichts.

Vat. Und wir, wir sehen einige Spuren von Allmacht und Weisheit. Das Ganze ist uns verborgen.

Wenn nun aber dieser tiefgelehrte Mann, dieses große Genie, die Kinder um sich her versammelt hätte, vor ihnen aufträte, und mit allem Ernst die beste Rede, die er je gemacht hätte, über einen erhabenen Gegenstand hielte, um diesen Buben seine Gelehrsamkeit und sein Genie zu zeigen, und ihren Beifall einzuerndten —: was würdet ihr dazu sagen?

Wilh. Das wird ja kein Vernünftiger nimmermehr thun.

Vat. Und doch wird uns Gott, der Allwissende und Allmächtige, der Schöpfer des unermeßlichen Weltalls so vorgestellt! Wenn man Gott lästern könnte, so wäre dies eine Lästerung.

Nein; der Mensch kann Gott nicht loben; dazu ist Gott zu groß und der Mensch

zu klein. Nur ein Gott wäre vermögend, Gott zu loben.

Es ist also schlechterdings unmöglich, daß Gott die Welt geschaffen habe, um in dem Beifall des Menschen oder irgend eines Geschöpfes seine Ehre zu suchen.

Was soll Er mit dieser Ehre, gesetzt auch, daß Ihm der Mensch Ehre bringen könnte?

Wir suchen die Ehre aus zween Gründen.

1. Entweder, um uns unsrer eignen Vollkommenheit zu versichern;

2. Oder, um die Achtung Andrer zu erwerben, damit sie uns ihr Wohlwollen und ihre Dienste, deren wir bedürftig sind, gewähren.

Es ist uns lieb, gut, geschickt, stark, angenehm zu seyn. Wir können es aber nicht selbst ganz zuverlässig wissen, ob wir es wirklich sind; denn wir irren oft in der Würdigung unsrer selbst. Deswegen suchen wir in dem Beifall Andrer eine Versicherung unsers eignen Werths.

Sollte

Sollte Gott aber von uns selbst erst erfahren, ob Er wirklich groß, mächtig, weise ist? Was bedarf Er unsers Zeugnisses?

Und was bedarf Er unsers Wohlwollens und unsers Dienstes, daß Er nach unserm Beifall streben sollte? Er ists ja, der uns alles giebt, Leben, Erhaltung, Genuß und Freude. Wir, was geben wir Ihm?

Nein, Gott braucht, Gott sucht den Beifall des Menschen nicht.

Es ist uns gut, daß wir Gottes Macht und Größe erkennen, bewundern, unsre Gedanken und Herzen zu ihm erheben. Dadurch wird unsre Seele gestärkt, veredelt. Um unsert willen ist es gut, daß wir Gott loben, oder vielmehr, so viel als wir können, seine Größe denken und empfinden. Gott wird dabei unsre Unwissenheit und Ohnmacht, unser vermeintes Lob gnädig zulassen und vergeben. Wir müssen uns aber ja nicht dünken lassen, daß wir dadurch bei Ihm Dank verdienen können.

Also nicht aus Bedürfniß, nicht zu seiner Ehre schuf Gott die Welt. — Warum

schuf Er sie denn? Für Ihn selbst konnte es nicht geschehen.

Wilh. Lieber Vater, ich darf keine Vermuthungen wagen; Gott ist viel zu groß, als daß ich mich unterstünde, von seinen Absichten zu urtheilen.

Vat. Gut, mein Kind; bleibe bei der Demuth, sie geziemet uns Menschen; laß dich aber dieselbe nicht hindern, das zu sehen, was am Tage liegt.

Wilh. Und was denn, bester Vater?

Vat. Sammle deine Gedanken. — Eine Absicht muß daseyn; ein Werk ohne Absicht ist ein hirnloses Ding. Nun aber kann in Gott selbst keine Absicht stattfinden; also muß diese Absicht außer Ihm hergenommen seyn. Ist das nicht richtig?

Wilh. Wenigstens überzeugt es mich, weil ich dagegen keinen Zweifel sehe.

Vat. Also muß Gott um Andrer, um seiner Geschöpfe willen gemacht haben, was er gemacht hat.

Ferd. Das ist wahr.

Vat. Und um Jemandes willen etwas thun, ohne selbst Nutzen davon zu haben, ist das nicht Güte?

Wilh. Richtig.

Ferd. Ja, wenn die That gut ist.

Vat. Aber thut man denn Jemandem Schaden um seinet willen?

Wilh. Nimmermehr. Denn wenn man Jemandem schadet, so geschieht es nicht um dessen willen, auf den die Wirkung geschieht; sondern aus eignen Absichten, um seine eigne Leidenschaft zu befriedigen oder sein Interesse zu befördern.

Vat. Ganz recht. Wenn wir also sagen: Gott hat die Welt um der Geschöpfe willen geschaffen; so heißt dieß eben so viel, als wenn wir sagten: Gott hat die Absicht gehabt, wohlzuthun und seine Geschöpfe zu beglücken.

Es ist uns also bei Gott keine andre Absicht der Schöpfung denkbar, als die Glückselig-

seligkeit der Geschöpfe; derer nemlich, welche durch Gefühl, eines Genusses, und durch Verstand, einer Glückseligkeit fähig sind. Auf Erden das ganze Thierreich, jedes Geschöpf nach seinem Maaße; besonders aber der Mensch, der nebst einem feineren Gefühle auch Verstand besitzt; der also eines innigeren Genusses und der eigentlichen Glückseligkeit empfänglich ist.

Gott muß gütig seyn. Was soll mit der Allmacht ein Wesen, das nichts bedarf, nichts brauchen kann; wenn es damit nicht Andern wohlthut? Wirksam muß es seyn, weil es mächtig ist; es kann aber nie für sich selbst wirken.

Wer Gottes Güte bezweifelt, der muß ganz sonderbare Vorstellungen haben.

Auch zweifelt wol Niemand daran, wenn man ihn darum frägt, obgleich alle Menschen zur Unzufriedenheit mit ihrem Geschicke, und zur Klage wider Gottes Verordnungen sehr geneigt sind.

Vielmehr übertreiben sie von der andern Seite die Idee von der Güte des

Schö-

Schöpfers; oder vielmehr, sie setzen sie dadurch herab, daß sie diese Güte in schlaffe Weichherzigkeit verwandeln. Sie pflegen den Menschen gut zu nennen, der keine Gefälligkeit versagen und keine Bitte abschlagen kann, es mag nun zum Besten oder zum endlichen Schaden gereichen. Sie nennen den Vater gut, der den Thränen seiner strafwürdigen Kinder nicht widersteht, ihnen alle Vergehungen auf ihr Flehen zu gute hält, und sie dadurch in Unordnung und Zügellosigkeit versinken läßt. Diese Güte, die in der That nur schädliche Schwachheit ist und unsägliches Unheil anrichtet, haben sie Gott zugeschrieben. Manche versprechen sich, daß Er alle Bitten erhört, wenn man nur recht bittet und im Bitten anhält. Denn auch darin haben sie Gott zum schwachen Menschen gemacht, daß sie glauben, Gott gebe ungebeten nichts; und man müsse Gott durch Anhalten einigermaßen die Wohlthaten abquälen, die Er vielleicht nicht geben wollte, oder doch bei der ersten Bitte nicht giebt — ich weiß nicht, warum? ob, um zu sehen, ob es auch dem Menschen ein Ernst ist, oder, ob dieser Standhaftigkeit und Geduld

duld genug hat, die Wohlthaten abzuwarten und endlich zu erflehen; oder, damit der Mensch es recht fühle, daß es ihm eine unverdiente Gnade ist?

Bemerkt, meine Kinder, die sonderbare Zusammenstellung der Ideen. Eine Güte, die nichts ungebeten giebt, und sich oftmals lange bitten läßt! Ist das Güte? Eine Güte, die von der andern Seite nichts abschlagen kann, wenn man sie nur gehörig zu quälen weiß! Welcher Mensch würde sich nicht schämen, auf diese Art gut zu heißen? ob es gleich die gangbare Güte zu seyn pflegt.

Aus eben solchen falschen Vorstellungen schmeicheln sie sich auch, daß Gott ihnen alle ihre Sünden, das heißt, alle ihre Vergehungen, Thorheiten und Verbrechen vergeben und sie glücklich machen wird, wenn sie nur fleißig Ihm Abbitte thun und Ihn um Vergebung anflehen. Als wenn es auf den Willen Gottes ankäme, ob Thorheiten schaden, oder nicht! Das ist eben so unvernünftig, als wenn Kranke sich versprechen, daß eine ungesunde Speise ihnen nicht schaden wird, wenn sie der Arzt nur erlaubt, oder wenn

er nichts dazu sagt. Ey, ihr Betrogenen, die Speise schadet euch, und wenn sie der Arzt auch verordnete: — und Thorheiten machen euch unglücklich, wenn ihr euch auch träumen lasset, daß ihr euch von Gott die Erlaubniß dazu erbeten habt.

Die Güte Gottes besteht also nicht in Gefälligkeit. Das kann sie nicht. Denn um Gefälligkeiten von Gott zu erhalten, müßte entweder der Mensch etwas besseres sehen und Gott zeigen, als was Gott verordnet hatte. Und dieses ist, vermöge der Allwissenheit und Allweisheit des Schöpfers, unmöglich. Oder Gott müßte seinen besseren Plan fahren lassen, um das Schlechtere, was Ihm der Mensch vorschlägt, zu thun. Und dies ist, vermöge seiner Güte, nicht denkbar. Denn was ist das für eine Güte, aus Gefälligkeit gegen Jemanden ihm Schaden zu thun? Nein, Gott kann dem Menschen auf keine Weise nachgeben; sein Rath bleibt unwandelbar, weil Er weise und gut ist.

Die Güte Gottes besteht darin, daß Er zur Absicht hat, seine Geschöpfe zu beglü-

cken,

und die besten Mittel dazu anwendet. In seinem ewigen und unveränderlichen Plane ist seine Güte; nicht in einer abwechselnden und augenblicklichen Gefälligkeit. Wird man denn nicht einmal aufhören, Gott nach dem Bilde des schwachen Menschen vorzustellen? Wenn Leiden, Trübsale und Strafen der Vergehungen nöthig sind, um den Menschen zur Glückseligkeit zu führen; so wird Gott sie, weil Er gütig, barmherzig und gnädig ist — verordnen, und sich das Flehen um Gnade nicht abhalten lassen. Er ist nicht ein weichherziger Mensch, der heute wider alle Klugheit vergiebt, und den Fehlenden in dauerhaftes Verderben fallen läßt, um ihm einen einzigen Schmerz, und sich selbst den Anblick des Wehklagens und Jammerns zu ersparen.

So wie die Menschen sich die Güte Gottes so weich und so planlos vorstellen, als ihre eigne Güte; eben so wandelbar und unzuverlässig schildern sie auch dieselbe. Diesen Augenblick sprechen sie von seiner unendlichen Gnade, Langmuth und Barmherzigkeit; den Augenblick darauf hat sich die unend-

endliche Gnade in Zorn und wol gar in Grimm verwandelt. Gerade wie der Mensch, der immer desto leichter und heftiger zürnet, je weichherziger er ist. Der Zorn Gottes bricht in Rache aus — jeder Unglücksfall in der Welt, alles, was nur der Mensch fürchtet, wenn es auch an sich vortreflich ist, ist ein Zorngericht. Der wohlthätige Donner ist die drohende Stimme Gottes, wenn Er in seiner Rache auf die Vergehen der Menschen sieht.

Wilh. Der Donner die drohende Stimme Gottes! seine Rache! Da müßte man ja auch wol den fruchtbaren Regen, der den Donner zu begleiten pflegt, als eine Wirkung von Gottes Grimm ansehen? Wenn das Gottes Rache ist, was wird denn seine Gnade seyn?

Vat. Da sehet ihr, meine Lieben, was sich die Menschen von Gott für Begriffe machen. Das ist höchst traurig.

Wilh. Aber warum hält man denn den Donner für einen Ausbruch von Gottes Zorn?

Vat. Weil er zuweilen Schaden thut.

Wilh. Der Schaden ist ja, gegen den Nutzen gerechnet, gar nichts. Es ist so selten, daß ein Ungewitter einigen Schaden thue!

Vat. Wol Recht, mein Kind. Die Menschen aber sind sehr geneigt, das Uebel zu bemerken und das größere Gute zu übersehen. Sie sind schwach und verzagt. Da ein Schatten sie erschrickt, so ists kein Wunder, daß Blitz und Donner sie in Angst setzen.

Ferd. Sonderbar ist es auch, daß Gott im Sommer so oft zürnen und schelten, und im Winter, da es nicht donnert, so ganz still seyn sollte. Man könnte wol fragen: Sind denn die Menschen besser und frömmer im Winter, oder ist Gott im Sommer mehr zum Zorne geneigt?

Vat. Stille, mein Sohn; diese Frage möchte uns übel ausgelegt werden.

Uebrigens müßt ihr nicht glauben, daß alle Menschen so denken. Die Vernünftigeren

geren wissen wol, daß die Ungewitter ihren großen Nutzen haben.

Man ist in der Lehre von dem Zorn und Grimm Gottes viel weiter gegangen.

Beide. Viel weiter? Nun, was hat man denn noch gesagt?

Vat. Gesagt nicht allein; sondern auch gethan.

Alle Völker haben sich die höchste und allwaltende Gottheit so vorgestellt, als wenn sie von den Menschen Ehrenbezeigungen, Geschenke und Dienste foderte, und es übel empfände und streng ahndete, wenn man diese Pflichten zu leisten versäumte. So glaubten die Carthaginienser einmal, die Götter wären gegen sie erzürnt, weil sie ihnen langezeit nur schlechte Opfer gebracht hätten.

Wilh. Opfer, Geschenke? Gott! Ich verstehe das nicht.

Vat. Opfer waren allerlei Waaren, als Wein, Brod, rc. auch Thiere. Diese wurden in den Tempeln ganz oder zum Theil

verbrannt; die Thiere schlachtete man vor den Altären. Herr Frommann wird euch weiter davon unterrichten.

Ferd. Was soll denn Gott mit Opfern?

Vat. Das weiß ich nicht. Die Menschen mögen wol gern Geschenke annehmen, weil sie solche gut brauchen können. Aber Gott!

Der Zorn und die Rache der Gottheit ließ sich mit Opfern versöhnen; wie der beleidigte und zürnende Mensch durch ein Geschenk besänftiget werden kann.

Ferd. Vornemlich wenn er arm ist und Hülfe bedarf.

Vat. Ja, dann läßt er sich sein Recht abkaufen; und je theurer, desto lieber, und desto eher vergißt er die Beleidigung. Eben so sollte es Gott auch machen. Abkaufen mußte man Ihm die Versöhnung; umsonst gab Er sie nicht. Je größer die Geschenke, desto angenehmer waren sie Ihm, und desto gewisser war man, Gnade bei Ihm zu erhalten.

Die

Die Opfer mußten nach der Größe des Vergehens eingerichtet seyn. Manches ließ sich mit einer Taube, oder einem Stück Geldes wieder gut machen; manches aber kostete einen Ochsen oder ein silbernes Gefäß.

Ja, nicht allein als Geschenke waren die Opfer zur Versöhnung der Gottheit nothwendig; sondern sie mußten manchmal durch Vergießung des Blutes die Rache derselben sättigen. Und Manche lehrten, daß ohne Blut keine Tilgung der Sünden möglich sey.

Wilh. Bewahre der Himmel!

Vat. Der wüthende Mensch wird zum Erbarmen bewegt, wenn er das Blut seines Gegners fließen sieht. So sollte Gott auch seyn. Nur noch etwas kleinerdenkend. Denn Er ließ sich seine Rache täuschen. — Wenn der Mensch Ihn beleidiget hatte, nahm Er wol mit dem Blute eines Stieres vorlieb. — Wenn er nur Blut sah, so war es genug.

Ferd. Ich habe manchmal Kinder gesehen, die sich in ihrem Zorne besänftigen

ließen, wenn man den Tisch schlug. So ohngefehr....

Vat. Schweig, mein Sohn. Deine Vorstellung ist wahr und treffend. Die Sache aber ist zu wichtig. Man möchte über einen so kleinen und sinnlosen Aberglauben weinen.

Viele Völker gingen noch weiter. Sie erwürgten Menschen auf den Altären, zuweilen bei hunderten. Väter und Mütter brachten ihre Kinder und warfen sie lebendig ins Feuer, zur Ehre und Versöhnung der Gottheit. Das werdet ihr in der Geschichte weitläuftiger finden.

Lasset uns aber diesen schaudervollen Aberglauben vergessen! Jetzt wollen wir die Frage betrachten: ob Gott zürnen kann? Könntet ihr wol etwas davon sagen? Wüßtet ihr nichts?

Wilh. Wir kennen nur Gott nicht genug, um diese Frage zu beantworten.

Vat. Das dächte ich doch. Sage mir einmal, wer, meintest du wol, würde am heftig-

heftigsten zürnen, wenn man ihn angriffe; ein schwacher Mensch, ein Kind, oder ein starker Mann?

Wilh. Ich dächte, der Schwache.

Vat. Warum?

Wilh. Weil er am meisten leidet und am meisten in Gefahr ist; denn er kann den Angreifenden nicht so leicht sich abwehren.

Vat. Du hast Recht.

Ferd. Das sieht man sogar bei den Thieren. Die kleinsten und schwächsten Hunde, z. B., sind die zornigsten und beißigsten. Die großen lassen sich schon anbellen und verfolgen, ohne darauf zu achten. Ja sie laufen wol gar davon, ehe sie sich wehren oder rächen.

Vat. Schade, daß es unschicklich scheinen mag, an diesem Orte von Hunden zu sprechen. Die Bemerkung aber hat ihre völlige Richtigkeit.

Also ließe sich daraus der Schluß machen:

„Der Stärkste muß am wenigsten zür-„nen, weil er am wenigsten leidet.„

Und wenn wir uns einen Menschen vorstellten, der so stark und von so festem Bau wäre, daß er gar nicht angetastet werden könnte? — — —

Ferd. Der würde gar nicht zürnen können. Denn worüber sollte sein Zorn entbrennen?

Vat. Man kann sich nichts denken. Also sollte der Zorn bei Gott wol gar unmöglich seyn?

Wilh. Das dächte ich auch. Denn schaden können wir Ihm nicht; wir können Ihm auch keine Dienste versagen, denn Er bedarf keiner, und könnte uns leicht dazu zwingen, wenn Er unsern Dienst nöthig hätte.

Vat. Und durch Vereitelung seiner Absichten ist es auch unmöglich; der Mensch ist nicht im Stande, die Absichten Gottes zu vereiteln.

Sei-

Seiner Ehre können wir nicht zu nahe treten; denn wir können Ihm weder Ehre noch Unehre bringen. Und Gott ist zuverlässig nicht ehrsüchtig.

Frommann. Erlauben Sie, gnädiger Herr. Es wäre dennoch der Zorn Gottes denkbar.

Vat. Wie so?

Fromm. Gott liebt die Menschen, will sie glücklich machen; wenn diese nun durch Thorheiten und Zügellosigkeit sich Unglück bereiten, so vereiteln sie die Absichten des gütigen Schöpfers; und Dieser könnte darüber zürnen, eben deßwegen, weil Er gütig ist, und das Elend seiner Geschöpfe nicht gleichgültig ansehen kann.

Vat. Gesetzt, dieses machte auf den Allerhöchsten einen Eindruck; nicht wahr, es wäre gekränkte Güte, nicht aber Zorn? Die gekränkte Liebe trauert und sucht Rettung; der Zorn hingegen will schaden und sucht Rache. Bedenken Sie, Herr Frommann; Gott sollte sich über das verschuldete Elend seiner Geschöpfe betrüben; und ver-

möge dieser Betrübniß die Geschöpfe noch elender machen? Sollte Er dabei etwa zur Absicht haben, sich selbst zu beruhigen?

Ich weiß, daß man den Zorn Gottes so erklärt. Das heißt aber mit den Worten spielen. Man lasse den Ausdruck Zorn von dieser Lehre weg; dann wird man nicht nöthig haben, solche ungereimte Wendungen zu nehmen; und man wird sich durch die Worte nicht zu irrigen Vorstellungen von dem Vater der Wesen verleiten lassen. Strafen kann Gott; weil man aus weiser Güte und Liebe strafen kann, um den Verirrten zu bessern, und von dem Unglück zu erretten. Zürnen aber — das kann Gott nicht.

Habet ihr dieses wol verstanden, meine Lieben?

Beide. O ja.

Vat. Nun ist noch Eines zu erwägen.

Eigentliche Aufwallungen der Leidenschaft und besonders des Zornes entstehen nur aus Ueberraschung. Wenn derjenige, den ich als meinen Freund ansehe, dem ich mein

Vertrauen geschenkt habe, mich beleidiget, mir vorsetzlich schadet, dann gerathe ich in heftigen Zorn. Warum? Weil ich es nicht vermuthete. Wenn aber ein bekannter Bösewicht, oder mein erklärter Feind mich beleidiget, so betrübe ich mich wol; aber so heftig zürne ich nicht, wie in ersterem Fall: denn ich hatte mich dessen versehen.

Gott kann nun nicht überrascht werden, weil Er alles vorher weiß. Seine Gefühle also, wenn Er Gefühle hat, müssen alle mäßig und immer dieselben seyn. Wenn mein Vergehen Ihn betrübt, weil es mich unglücklich macht, so hat es Ihn schon, als Er die Welt schuf, betrübt; denn da kannte und sahe Er es eben so gut, als jetzt, da ich es begangen habe.

Nun, meine Kinder, nehmet diese beiden Vorstellungen zusammen: Gott kann von unsern Vergehen nicht leiden; Er kann dadurch nicht überrascht werden: wie wäre es also möglich, daß Er zürnen könnte?

Drei-

Dreizehntes Gespräch.

Von der Gerechtigkeit Gottes.

Vat. Heute wollen wir uns von der Gerechtigkeit Gottes unterhalten, meine Kinder. Vergesset dabei aber nicht, was wir von der Weisheit und Güte des Schöpfers gesagt haben.

Wilh. Bester Vater, Sie vergessen eine Lehre, die Sie uns versprochen hatten.

Vat. Welche denn, mein Sohn? Meinest du etwa die Lehre von dem Uebel, das man in der Welt sieht, und das du mir schon gestern einwandtest?

Wilh. Eben diese, mein Vater. Es sollte mir leid seyn, daß sie vergessen würde.

Vat. Ich habe sie nicht vergessen, und werde sie nicht vergessen. Ich erspare sie aber auf eine schickliche Gelegenheit, wo ich sie

sie ganz abhandeln kann *). Habe nur bis dahin Geduld. Ich spreche also jetzt von der Gerechtigkeit Gottes.

Die Gerechtigkeit ist bei Gott nichts anders, als seine weise Güte; vermöge welcher Er alle seine Geschöpfe nach ihrer Natur und ihren Eigenschaften behandelt; ihnen das gewährt, dessen sie empfänglich sind; ihre Wohlfahrt und Glückseligkeit auf alle mögliche Arten, auch durch Leiden, wenn solche nöthig sind, befördert. So regiert er die vernunftlosen Geschöpfe durch die Gesetze der Körperwelt; und den Menschen, der neben dem Körper auch Vernunft und Gefühl hat, theils durch jene Gesetze, und theils durch die Gesetze der Vernunft und der Gefühle: so daß einem Jeden das Seinige zukommt. An und für sich also hätten wir schon die Gerechtigkeit Gottes abgehandelt, da wir von seiner Güte und von seiner Weisheit redeten.

Weil man sich aber von der Gerechtigkeit des Schöpfers, sowol als von seinen übrigen Vollkommenheiten, ganz sonderbare Begriffe

*) Bei der Lehre von der Fürsehung.

griffe macht; müssen wir dieselbe näher betrachten.

Die Gerechtigkeit wird in die mittheilende und vergeltende unterschieden.

Die mittheilende besteht darin, daß man einem Jeden das Seinige gewähre.

Die vergeltende besteht in Belohnung und Strafe.

Von der mittheilenden Gerechtigkeit Gottes spricht man nicht; man sagt vielmehr: Gott kann mit uns machen, was er will. Freilich kann Ers, vermöge seiner Macht. Ich glaube aber nicht, daß Macht bei Gott für Recht gilt. Was Er will. Gut; weil Er nichts, als das Wohl der Menschen, will. Doch Gott ist weise und gütig; also ists gar nicht nöthig, daß wir zwischen Ihm und uns nach den Gesetzen des Rechts fragen.

Desto mehr aber spricht man von der vergeltenden, und insbesondre von der strafenden Gerechtigkeit.

Damit ihr das folgende verstehet, muß ich euch vorläufig sagen, daß die Menschen die Hoffnung hegen, nach dem Tode ein neues, unsterbliches und ewiges Leben zu genießen. Vorerst dürfet ihr nur dieses behalten; in der Folge werden wir weiter davon sprechen.

Man stellt die vergeltende Gerechtigkeit Gottes so vor, als wenn sie für alle und jede Vergehungen der Menschen Genugthuung foderte; gleichwie der Mensch für jede ihm zugefügte Beleidigung Genugthuung verlangt.

Ja, man ist so weit gegangen, daß man behauptet hat, jedes Vergehen der Menschen müßte, weil in Gott eine unendliche Majestät beleidiget würde, auch mit unendlichen Strafen belegt werden; die Strafen müßten also ewig seyn.

Man lehrte, daß wenige Menschen dem ewigen Elende entgehen würden.

Nun aber glauben die Wenigsten diese erschrecklichen Lehren, welche Gott als einen rach-

rachsüchtigen und wüthenden Tyrannen schildern. Ihre Gründe sind folgende.

1. Es ist nicht möglich, daß der Mensch alle Fehltritte und Vergehen meide, weil er unwissend ist, und weil er, vermöge seiner Schwachheit, von Leidenschaften so überrascht und betäubt werden kann, daß er sich seiner kaum bewußt, geschweige denn mächtig sey; ja, daß er mit offnen Augen ins Verderben renne.

Und diese hinreißende Macht der Leidenschaft wirkt nicht allein zum Bösen, sondern zum Guten.

Das Schrecken des Mitleidens, zum Beispiel, kann so heftig und betäubend werden, daß der Mensch sich zwischen bloße Degen werfe, ins Feuer renne, oder ins Wasser springe, um den Nothleidenden zu retten. Also ist die Betäubung der Leidenschaften kein Verderben des Menschen, wie Manche vorgeben.

Dem sey aber, wie ihm wolle; verdorben oder unverdorben, der Mensch ist das Werk Gottes. Ist er verdorben, so hat

Gott ihn so geschaffen, daß er verdorben werden konnte, unwissend und schwach.

Sollte denn wol Gott, an dem Menschen, Schwachheiten und Vergehen ewig strafen, die Er ihm unvermeidlich machte? Das glaube, wer da will und kann; ich kann es nicht glauben.

Auch selbst, wenn der Mensch das Böse um des Bösen willen, und in der Absicht, Gott dadurch zu beleidigen, thäte, wäre diese Strafe noch immer hart; und man möchte sagen: **Warum schuf Gott den Menschen, da Er vorher mit Zuverlässigkeit sah, daß das Schicksal desselben auf eine ewige Pein hinauslaufen würde?**

Aber der Mensch ist nicht böse. Wir fühlen es bei uns selbst, daß unsre Vergehungen aus Irrthümern, Leichtsinn und Leidenschaft, nicht aber aus der Absicht, Böses zu thun und Gott zu beleidigen, entstehen.

„Mir ist es gewiß,„ sagt einer von unsern aufgeklärtesten Männern *), „daß „der

*) Steinbart. System der Glückseligkeit des Christenthums. Seite 47. 2te Ausgabe. Züllichau 1780.

„der verworfenste Bösewicht unter den Men„schen hundert gute Handlungen gegen eine „böse vornimmt; ja, daß in den verschrien„sten Missethaten, welche mehrentheils sehr „zusammengesetzte Handlungen zu seyn pfle„gen, oft das Gute ein großes Ueberge„wicht über das Böse hat. Man zählet es, „zum Beispiel, unter die ungeheuersten „Greuel und Schandthaten des Heiden„thums, daß Eltern ihre eignen unschuldi„gen Kinder in die Arme eines glühendge„machten Götzenbildes gelegt, und sie unter „feierlicher Musik den Göttern zum Wohl„geruch haben verbrennen lassen. — Wenn „man aber diese sehr zusammengesetzte Hand„lung zergliedert, und sie von ihrer morali„schen Seite betrachtet, so liegt darin so „viel Edles, als in wenigen Handlungen „der Christen, die für Heilige erklärt wor„den sind, zu finden ist. Wenn sich ein „Fürst entschloß, seinen erstgebornen, viel„leicht noch einzigen Sohn dem Moloch zu „opfern, so geschah es zu Folge der Reli„gionsprinzipien.„

Diese Religionsgrundsätze waren allerdings irrig. Allein „die Irrthümer der

„Er-

„Erkenntniß war in jenem Zeitalter unüber„windlich, und also die Heiden in dieser Ab„sicht schuldlos.„ Sie glaubten durch diese ihnen so theure Opfer, der Gottheit ihre Verehrung zu bezeigen; die Plagen von sich und ihrem Vaterlande abzuwenden. Ihre Absicht war edel, und ihre That groß.

„Uebrigens, fährt unser Verfasser fort, „kann die so gemeine Tadelsucht, oder die „Geneigtheit der Menschen das Fehlerhafte „in Andrer Handlungen zu rügen, ein Be„weis seyn, daß gut und vernünftig zu han„deln, weit gewöhnlicher unter den Men„schen sey, als Thorheiten und Laster aus„zuüben. Niemand redet von dem, was „gewöhnlich ist und alle Tage von vielen „Menschen geschieht: daher wird von Per„sonen, die sich ordentlich und vernünftig „betragen, wenig oder gar nicht gespro„chen. Sobald aber Jemand eine Thor„heit begeht, so wird er zum Mährchen der „Stadt, bloß darum, weil es etwas selte„nes und außerordentliches ist.„

Auch noch auf eine andre Weise ist die Tadelsucht ein Beweis, daß die Menschen gut sind. Eben deßwegen, weil ihr Herz gut ist, werden ihnen die guten Handlungen der Andern nicht auffallend; sie sehen darin nichts bemerkenswürdiges, nichts, das ihre Aufmerksamkeit erregt; und darum wissen sie davon nichts zu sagen. Das Böse aber ist ihnen befremdend, es sticht mit ihren Gesinnungen ab, erregt bei ihnen Verwundrung; sie fragen nach den Ursachen, weil diese in die Reihe ihrer Vorstellungen nicht passen; sie suchen und sprechen.

Der Mensch ist also nur schwach; nicht böse. Er thut immer mehr Gutes, als Böses; ein ewiges Elend zur Strafe seiner Vergehungen würde die entsetzlichste Härte seyn. Und wo blieben die Folgen seiner guten Handlungen? Wenn das Böse, der Gerechtigkeit nach, bestraft werden muß; so muß, der Billigkeit gemäß, auch das Gute nicht unbelohnt bleiben.

Zweitens hat man auch Zulässigkeit der Strafen überhaupt untersucht, und gefragt:

Warum denn überall Strafen seyn dürfen und seyn müssen?

Daß die beleidigte Schwachheit Ersatz fodert, das ist billig.

Daß die erregte Rachsucht Genugthuung verlangt, ist natürlich; und daß sie sich solche verschafft, wenn sie die Macht dazu hat, das ist dem Gange der menschlichen Empfindungen gemäß.

Daß ein weiser Gesetzgeber die Zügellosigkeit roher und verderbter Menschen durch Strafen einschränkt und verhindert, das ist Weisheit und Pflicht.

Daß ein guter Führer seine Untergebene zum Guten anhalte, vom Bösen, auch durch Strafen, wenns nöthig ist, abschrecke; das ist wahre Vatergüte, die das dauerhafte Wohl seiner Kinder zu befördern sucht.

Andre Gründe, zu strafen, giebt es nicht.

Welche unter allen diesen Gründen können Gott dazu bewegen, daß er Strafen über die Menschen verhänge?

Eigne Rache? Weg mit diesem abscheulichen Gedanken!

Andern die erwünschte Rache zu gewähren, die sie selbst nicht zu nehmen wagen, weil sie dazu zu furchtsam, zu träge oder zu schwach sind —? Dieser Gedanke ist fast eben so verabscheuungswürdig, als jener. Sollte Gott sich als ein Werkzeug der menschlichen Leidenschaften brauchen lassen?

Der beleidigten Schwachheit Ersatz zu verschaffen? Ja, das wird Gott gewiß; dazu ist aber weder die ewige Quaal, noch eine eigentliche Bestrafung des Beleidigers nöthig. Könnte der Beleidigte nicht anders, als durch die Strafe des Thäters, beruhiget werden, so wäre es Rache: und Gott kann sich zum Diener und Werkzeug der menschlichen Rache nicht brauchen lassen.

Als weiser Gesetzgeber hat Gott die Ausschweifungen der moralischen Wesen nicht allein durch Drohungen und Strafen, sondern auch durch Vorkehrungen, wodurch viele verhindert werden, beschränkt. Er hat dem Menschen die Vernunft, die ihn

leitet; Furchtsamkeit, welche große Ausbrüche der Leidenschaften zurückhält; Begierde nach Wohlseyn, Furcht vor Elend und Leiden, Mitgefühl und Menschenliebe, Gefühl des Rechts und Unrechts, und einen nicht verkennbaren Abscheu vor groben Vergehungen, gegeben.

Freilich sind demohnerachtet Strafen nöthig; sie dürfen deßwegen aber nicht ewig seyn; denn der Mensch kann nicht ewig der Vernunft und dem Gefühle des Guten in seinem Herzen widerstehen, nicht immer sich von wüthenden Leidenschaften hinreißen lassen, weil die Leidenschaften nach und nach erkalten. Und wozu dann ewige Strafen? wozu Leidenschaften, die nicht mehr sind, Schranken setzen? Es wäre eine unnütze Plage. Und Gott will seine Geschöpfe nicht unnütz plagen.

Der letzte Grund der Zulässigkeit der Strafen, die Besserung und Beseligung des Fehlenden und Lasterhaften, ist der zweite Grund, weswegen Gott Strafen verhängt. Dieser Grund, der wichtigste unter den beiden, die einzig und allein Gott zur Vergel-

tung der Vergehungen bewegen können, erfordert nicht allein die ewige Dauer der Leiden nicht, sondern macht das Aufhören derselben nothwendig. Wenn der Mensch durch Besserung endlich selig werden soll, so muß schlechterdings die ihn drückende Strafe ein Ende nehmen.

Die wahre Güte und Weisheit kann die Leiden, das Uebel wol als Mittel gebrauchen; — nemlich, um ein größeres Gut dadurch zu bewirken. Kann sie aber das Elend zur Endabsicht haben und als letzten Zweck betrachten? Wäre das Güte? Ein endliches, letztes, ewiges Verderben der Geschöpfe wäre ja bei dem Schöpfer Endabsicht, letzter Zweck. „Warum,„ könnte der Elende sagen, „warum, Gott, „schufst Du mich? Was nöthigte Dich dazu, einen Menschen zum Daseyn zu rufen, „von dem Du in deiner Allwissenheit wußtest, daß er ewig elend seyn würde? Du „bedurftest ja meiner nicht. Du schufst also „mich, nur um mich zu verdammen, und „Dich an meiner ewigen Quaal zu weiden! „Du, Du hast mich elend gemacht!„

Diesen abscheulichen Gedanken haben die Menschen mit Hartnäckigkeit verfochten, und diejenigen als Gottlose verdammt und verfolgt, die dawider sprachen. Wollen denn die Menschen durchaus ewig verdammt seyn? Ist es nicht Raserei?

Und was diesen Gedanken noch schrecklicher macht, ist, daß man sich die Strafen der Vergehen als willkührlich vorstellt.

Wilh. Liebster Vater, dieß versteh' ich nicht. Was heißt das: willkührliche Strafen.

Vat. Alle Vergehen der Menschen haben an und für sich ihre übeln Folgen. Z. B. die Trunkenheit und die Unmäßigkeit im Essen, oder in den Vergnügungen, zerstören die Gesundheit, schwächen den Verstand; Lüge und Betrug laden auf sich das Mistrauen und die Verachtung. Dieß sind natürliche und unausbleibliche Folgen der Vergehungen. Man nennt sie, mit Recht, Strafen; und, weil sie natürlich aus der Unordnung folgen, natürliche Strafen. Nun haben die Obrigkeiten auch andre Strafen über mehrere Un-

ordnungen verhängt. Der Betrieger wird von dem Richter zu einer Geldbuße, znm Gefängniß, zu Schlägen verdammt. Dieß folgt nicht aus dem Betruge selbst, sondern aus dem Willen der Obrigkeit und des Gesetzgebers. Es kann ausbleiben, und bleibt wirklich aus, wenn die Obrigkeit nicht zur Ahndung aufgefodert wird, oder wenn ihr die Vergehen oder Schuldigen unbekannt bleiben. Solche Strafen heißen deßwegen willkührliche Strafen.

Diejenigen also, welche, wie ich vorher sagte, die Ewigkeit der Strafen behaupten, behaupten auch, daß diese Strafen willkührlich sind. Denn sie lehren zugleich, daß Gott davon lossprechen kann, und daß Er denen Gnade und Vergebung widerfahren läßt, die Ihn darum gehörig bitten, und gewisse Bedingungen der Seligkeit erfüllen. Es kommt also, nach der Lehre dieser Leute, bloß auf den Willen Gottes an, ob der Mensch glücklich oder unglücklich werden soll.

Also würde das endliche und ewige Elend des Menschen, wenn die Strafen ewig währten,

ten, bloß von der Willkühr Gottes abhängen. Er, Gott, wäre es, der den Menschen, ohne Nothwendigkeit und aus freiem Belieben, ewiglich quälte. — Und dann unterstehet man sich demohnerachtet, ihn gütig und gnädig zu nennen!

Allerdings hat es Gott so eingerichtet, daß der Mensch, wenn er unrecht thut, von seinen Vergehungen auch durch Leiden abgehalten werde. Diese Leiden sind theils Folgen von den Vergehungen selbst; theils zufällige Begebenheiten, die ihn überhaupt zur Aufmerksamkeit auf sich selbst und zur Vorsicht zwingen. Will man letztere: Strafen; nennen, so mag es seyn, obgleich dies Wort nicht passend ist; und dann werden es willkührliche Strafen heißen können.

Sollte Gott besondre Einrichtungen getroffen haben, um die Vergehen und Schwachheiten der Menschen durch gewisse Leiden zu heilen — was nicht unmöglich ist —: so würden diese Leiden in der That willkührliche Strafen seyn. Zwar immer nicht Strafen, sondern Heilungsmittel.

Es können weder die natürlichen Strafen, noch viel weniger die willkührlichen, ewig dauern; weil es unmöglich ist, daß ihre Ursach, die groben Vergehen der Menschen ewig währen oder ewig auf eine uns bemerkbare Weise wirken; und weil ihre Absicht, die Beseligung durch die Besserung, die Endschaft derselben erfodert.

Der Hauptfehler, in den man bei dieser Untersuchung zu fallen pflegt, ist, daß man sich Gottes Gesetzgebung, von seiner Seite, als ganz willkührlich vorstellt. Man denkt, Gott könnte uns, wenn Er wollte, von aller Ordnung, von der Ausübung der Tugend lossprechen; daß, z. B., Trunkenheit, Diebstahl, Mord keine Vergehen wären, wenn Gott solche nicht verboten hätte; daß sie folglich, ohne dieses Verbot, nicht schädlich wären, den Menschen nicht unglücklich machen würden.

Wenn aber Trunkenheit und Unmäßigkeit aller Art nicht an und für sich schädlich wären, so wären sie nicht Unmäßigkeit; warum sollte Gott solche verbieten? Nicht weil Ers verboten hat, schadet das Laster; sondern

dar-

daraus, daß es schädlich ist, sehen wir, daß Gott es verboten hat; und Er hat es nur deßwegen verboten, weil es schädlich ist.

Der Diebstahl, wenn ihn auch Gott erlaubte, ja selbst wenn Er ihn befehlen sollte, würde immer schädlich seyn; schädlich und unangenehm dem, der verlöre; gefährlich dem, der ihn verübte; die ganze Gesellschaft würde er zerrütten.

Gott selbst kann, dem Rechte nach, dem Menschen nichts verbieten, das Letzterem nicht irgend auf eine Art, früh oder spät, schädlich ist. Warum sollte Er das thun? Wozu den Menschen, durch entbehrliche Gesetze, in einen beständigen Kampf mit seinen Trieben, und in ewige Unruh des Gewissens stürzen? Wozu solche überflüssige Gesetze geben, die viele Menschen unfehlbar oft übertreten werden; um dann die Uebertretung dieser Gesetze durch Angst, Elend und Qualen zu ahnden?

Nein; Gottes Gesetze sind nothwendige Gesetze. Was sie uns gebieten, müßte, zur Be-

Beglückung des Menschen, geschehen; was sie uns untersagen, müßte verbleiben, wenn auch Gott solche nicht gegeben hätte. Man kann sagen, daß es nicht eigentliche Gesetze, sondern väterliche Rathschläge und Warnungen sind, wodurch Gott seine geliebten Kinder vor Schaden zu behüten trachtet. Die Befolgung derselben ist an und für sich, und ohne daß Gott anderweitig Hand anlegt, die Glückseligkeit des Menschen; und die Uebertretung ist, allen ferneren Zutritt des Schöpfers ungerechnet, ein Unglück für die Uebertreter.

Daraus folgt, daß die Glückseligkeit und das Elend des Menschen nur in so fern von Gott abhängt, als Er den Menschen und das Weltall schuf, als Er Diesen und Jenen in eine günstige oder mißliche Lage setzte. Alles übrige ist eine nothwendige Folge von dem Thun und Lassen des Menschen selbst, wobei Gott nicht Hand anlegt; wobei er wegen der Gesetze der Schöpfung vermuthlich, und wegen der Nothwendigkeit der Dinge vielleicht, nicht Hand anlegen kann.

Denn,

Denn, bedenkts einmal, meine Kinder: Sollte Gott wol den Nachlässigen, welcher seinen Verstand nicht gebildet hat, durch Erkenntniß und Weisheit beseligen können? Wäre es möglich, daß Er dem Zänker, dem Jachzornigen, dem Störer der Ruh, das Glück der gesellschaftlichen Freuden, den Genuß der Liebe und des Vertrauens der Menschen zu Theil werden ließe? Kann Er machen, daß der Unruhige geliebt, der Hasser der Menschen mit Freundschaft aufgenommen, und der, der die Menschen plagt, unter ihnen mit Vergnügen geduldet werde? So etwas denken, hieße, Hirngespinste träumen.

Man pflegt sich einzubilden, daß Gott den verderbten Menschen ändern, und so ihn der Seligkeit der Tugendhaften theilhaftig machen könnte. — Wir müssen uns verstehen.

Wenn man damit sagen will, daß Gott den Menschen, nach den Gesetzen seiner Welt, in eine solche Lage bringen kann, in welcher Dieser durch Erkenntniß, durch günstige Veranlassungen, durch eine andre Richtung

tung seiner Gefühle und Leidenschaften, — nach und nach, stuffenweise — geändert und gebessert werde; so ist das allerdings ein wahrer Gedanke, den Gott wirklich oftmals realisirt hat.

Sollte man aber damit behaupten wollen, daß Gott den Menschen in einem Nu, durch, ich weiß nicht welche, Wirkung seiner Gnade und Allmacht, umschaffen; den Lasterhaften in einen Tugendhaften, den Dummen in einen Weisen, und den Gefühllosen in einen Empfindungsvollen verwandeln kann: — so ist nichts wahrscheinlicher, als daß dieser Gedanke durchaus irrig ist.

Der Grund meiner Behauptung ist folgender. — Gott liebt die Menschen; diese können nur durch Weisheit und Tugend glücklich werden. Warum aber giebt ihnen Gott nicht die Weisheit und Tugend, die allein Jene beglücken, und Gott zu seinem Zwecke führen kann? Warum läßt Er sie, statt ihnen gleich Weisheit und Tugend in vollem Maaße zu geben, sich durch unzählige Irrungen und Thorheiten einen sehr mangelhaften Anfang von Weisheit und Tugend

gend bereiten, und Viele fast gar keinen Schritt weiter kommen? Wahrlich, entweder wollte Gott den Menschen nicht beglücken, oder Er konnte ihm die einzigen Mittel dazu nicht anders und nicht eher mittheilen, als Er es gethan hat. An seinem Willen kann ich nicht zweifeln; die Gründe davon sind euch bekannt. Seine Macht aber kann durch die Natur der Dinge beschränkt werden, so daß es ihr unmöglich wird, das auszuführen, was sonst wol seine Güte zur Absicht haben möchte.

Dennoch wird von den mehresten Menschen jene Lehre, nemlich daß Gott den Menschen bessern kann, in dem letzteren unglaublichen Sinne genommen. Der Beweis, daß sie es glauben, ist, daß sie für gewiß halten, Gott werde ihnen nach einem sehr schlechten Leben, am Rande des Grabes, Gnade widerfahren lassen und die ewigen Freuden der Tugendhaften schenken; wenn sie nur in diesem letzten Augenblick sich recht ernstlich zu Gott wenden und bekehren, Ihn inbrünstig anrufen, um seine Gnade mit rechtem Eifer anflehen.

Deßwegen bekümmern sich auch die Wenigsten um Tugend und künftige Glückseligkeit, so lange sie noch gesund sind und den nahen Tod nicht fürchten. Sobald aber Gefahr da ist, denken sie an das, was sie **Vorbereitung zum Tode, Bekehrung zu Gott, Friede mit Ihm, ein seliges Ende,** und ich weiß nicht wie noch mehr, nennen. Damit soll alles wieder gut gemacht, alle Vergehungen und Thorheiten des Lebens getilgt und gleichsam abgewaschen werden. Nun will man alles Versäumte nachholen, und eine Arbeit von ein paar Tagen oder Stunden soll die Nachlässigkeit eines ganzen Lebens ersetzen. — Und welche sind die Mittel dazu? — Etwa Tugendübungen, die wirklich einige Flecken des Lebens wegwischen könnten? Ach nein! Was für Uebungen der Tugend kann ein Sterbender vornehmen? Jene erfodern Zeit, und dieser ist am Ende. Und dann, worin könnten sie bestehen? In Mäßigkeit? wenn der Kranke keine Sinne mehr hat. In Mäßigung? wenn die Leidenschaften erstorben sind. In Gerechtigkeit? wenn der Sterbende keinem Menschen mehr helfen oder schaden kann.

In Wohlthätigkeit? Ja, das wol. Der ärgste Geizhals, der in seinem Leben keinem Nothleidenden einen Heller gab, läßt sichs auf dem Sterbebette wol gefallen, durch ein Legat an die Armen in seinem Testamente, welches doch nur nach seinem Tode ausgezahlt wird, und also nicht ihm, sondern seinen Erben kostet, seiner Meinung nach, Gotte die Seligkeit abzukaufen.

Wenn das eine Uebung der Tugend ist; wahrlich dann hat der Dichter, der so schön sagt:

„Fürwahr, die Tugend kostet Müh;„

sehr unrecht. — Aber auch, was ist ihm Tugend?

„Sie ist der Sieg der Lüste.„

Und darin, in ihrer Schwierigkeit, besteht ihr großer Werth. Denn

„Richte selbst, was wäre sie,
„Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Uebrigens aber besteht die Vorbereitung zu einem seligen Ende in — Gebeten, und

in der Feier einiger äußerlicher Gebräuche der Religion, die die Seele eben so wenig reinigen und beseligen, als sie den hinsinkenden Körper vom Tode retten können. Schadet nichts. Der Priester der Religion muß herbei eilen — Man hätte lieber bei seinem Leben den Lehrer der Religion kommen lassen, oder wenigstens ihn anhören sollen, wann er redete. — Gebet und Gesänge, Bibel und Erbauungsbücher werden hervorgesucht; als wenn sie eine Brustwehr gegen die gefürchteten Folgen eines zügellosen Lebens abgeben könnten. Lesen, Ermahnungen, Trostsprüche, Gebete wechseln mit einander ab, und machen eine ununterbrochene Kette, die bis an den letzten Athemzug des Sterbenden reicht. Der Kranke hat fleißig mitgelallt, oft ohne zu wissen, was er nachbetete, weil das Fieber oder die Ohnmacht seine Kräfte erschöpfte; hat geweint, geseufzt, die Hände gerungen, zu Gott gerufen. Die Thränen, das Angstgeschrei der Umstehenden haben vollends sein Blut erhitzt und seine Angst aufs äußerste gebracht. Unter diesen Uebungen geht der Athem ihm aus; und nun ist er — selig gestorben; weil die

Scene die Sinne der Zuschauer bewegt und ihr Blut in Wallung gebracht hat. O der Betrogenen!

Nein, die Tugend, die Reinheit der Seele, die Gewalt über die Leidenschaften, die Bildung des Verstandes und die Erhebung des Geistes sind nicht so leicht zu erhalten, nicht für einen so nichtswürdigen Preis zu kaufen. Lange Uebung wirklicher Tugenden, Anstrengung zum Guten, Untersuchung der Wahrheit, Anwendung der Verstandeskräfte; — nur dieß kann den Menschen zur wahren, dauerhaften Glückseligkeit führen. Und dieß erfodert Zeit und Kräfte. Es ist das Werk des ganzen Lebens, und nicht einiger müßigen Augenblicke am Rande des Grabes.

Die Ursach, warum man sich von der Kraft der göttlichen Gnade zu unsrer Seligkeit solche ungegründete Vorstellungen macht, ist, daß man von der Seligkeit selbst sonderbare Ideen hat. Schon das Glück des Lebens suchen die Menschen, nicht in dem täglichen Genuß des Lebens, in der Betrachtung der Wahrheit, in der Ausübung der

Tugend, in der Ruhe der Seele und dem Frieden mit sich selbst und seinen Nebenmenschen. Sie nennen nur einzelne, glänzende und mehrmals nur seltene Zufälle, Glück. „Dieser, heißt es, ist glücklich.„ Warum nennt man ihn so? Er hat eine unvermuthete Erbschaft bekommen. Jenen preiset man glücklich: er hat ein reiches Mädchen geheirathet, oder eine gute Bedienung erhalten. Bei allen diesen zufälligen Glückseligkeiten aber, kann man krank, mit sich unzufrieden, von Leidenschaften geplagt, von Gewissensangst gefoltert seyn. Ist man demohnerachtet doch glücklich?

So falsch als die Menschen das Glück des Lebens beurtheilen, eben so unrichtig sind auch ihre Vorstellungen von dem, was sie Seligkeit nennen. Ich will euch hier eine Stelle aus einem schönen Buche darüber vorlesen. *)

„Der allgemeinste Begriff ist wol dieser: „daß die Seligkeit ein Zustand einer süßen „Ruh nach dem Tode sey, wo wir, frei „von allen physischen Uebeln, im Zusam-

„men-

*) Steinbart, pag. 9, 10.

„menfluß mannigfaltiger äußern jetzt noch „ungedenkbaren Annehmlichkeiten, Gott „Ewigkeiten hindurch preisen werden. Man „schränkt die hier genießbare Seligkeit bloß „auf das Tröstliche ein, welches die Hof„nung zur Seligkeit nach dem Tode dar„bietet. Wer sich die Seligkeit auf diese „Art denket, findet keine Schwierigkeit, „ferner anzunehmen, daß Gott dem Men„schen allerlei willkührliche Bedingungen, „unter welchen Er ihnen die Seligkeit schen„ken, oder sie in den Himmel aufnehmen „wolle, vorschreiben könne; und überredet „sich leicht, daß wirklich dergleichen statt „finden.

„Allein, die Seligkeit ist kein äußerer, „sondern ein innerer Zustand der Seele. „Sie ist der Zustand einer fortdauernden „Zufriedenheit und des herrschenden Ver„gnügtseyns unsers Gemüths.„ — Diese aber hängen von uns ab.

An einem andern Orte*) heißt es: „Ei„nes der größten und allgemeinsten Hinder„nisse der höhern Glückseligkeit, ist der fal-

*) Ibid. pag. 67.

„sche Begriff, welcher der Gottheit eine „willkührliche Denkart zuschreibt, und sich „daher überredet, daß sie den Menschen „willkührliche Gesetze vorschreibe, und will„kührliche Strafen mit deren Uebertretung „verbinde.„

Wenn man diese traurige Lehre näher betrachtet, so muß man natürlicherweise auf folgende Ideen kommen.

„Gott könnte mich glücklich machen; „denn Er darfs nur wollen. Er schreibt „mir aber Bedingungen vor, die ganz und „gar nicht nothwendig sind, und von wel„chen Er weiß, daß die Menschen sie nicht „erfüllen werden. Er konnte sie beseligen; „und Er stürzt sie ins Unglück. Ist es denn „möglich, daß Er sie liebe und ihre Selig„keit wolle? — Wenn Er noch, zu sei„ner eignen Seligkeit, meines Elendes oder „meiner Erfüllung seiner Bedingungen be„dürfte; so würde ich mich trösten und sa„gen: „Ich bin ein Opfer der Seligkeit „„meines Gottes. Gern würde Er mich „„glücklich machen; aber sein eignes Wohl „„läßt es nicht zu. Vielleicht wirds mit

„„der

„„der Zeit besser werden.„ — Aber „Gott bedarf unsrer nicht. Wenn Er „uns durch seine Bedingungen ins Unglück „stürzt, so ist es bloß Willkühr, Einfall, „Eigensinn. Mein Unglück ist desto här„ter, daß Gott mich mit Verheißungen der „Seligkeit täuscht, von welchen Er weiß, „daß sie nicht in Erfüllung gehen werden. „Will Er mich unglücklich machen, nun so „thue Ers — ich kann Ihm ja nicht wider„stehen. Aber Er sage mir nichts von „Glückseligkeit, von Bedingungen. Oder, „gehört es noch zu seinem Vergnügen, daß „Er durch getäuschte Hoffnung und durch die „verzweiflungsvolle Vergleichung meines „Elendes mit der Hoffnung der Seligkeit, „meine Quaal verbittere, und mich zur „gänzlichen Verzweiflung bringe —? Wenn „das ist — warum schuf Er mich?„

Nein, meine Lieben, es ist in Gottes Verhalten nichts willkührliches; alles sein Thun gründet sich auf die Nothwendigkeit der Dinge und auf Weisheit.

Zum Beschluß dieser Betrachtungen muß ich noch ein paar Worte mit euch von einer

Gewohnheit sprechen, die nicht allein der Menschenliebe, nicht allein der Güte des Schöpfers, sondern seiner Gerechtigkeit zuwider ist.

Ihr wisset, daß Könige und Fürsten gegen einander oft Krieg führen. Ihr wisset, daß diese Zwiste Blutbäder, Zerstörung und Elend nach sich ziehen. Nun aber ist es ein allgemeiner und ewiger Gebrauch, daß jedes Volk sich an die Gottheit wendet, sie nicht allein um Schutz, sondern um Beistand bittet, seine Feinde zu überwinden. Nach einer Schlacht danket die siegende Partei der Gottheit; als wenn die Gottheit ihnen geholfen hätte, die Ueberwundenen zu metzeln und in Angst und Schrecken zu stürzen.

Von beiden Seiten wird gebetet. — Wen soll die Gottheit erhören? Es scheint, als wenn jede Partei eilte, ihren Gegnern bei Gott zuvorzukommen; wie man eilt, wenn eine Bedienung offen ist, sich zuerst zu melden. Doch — Gott erhört keines von diesen Gebeten — Er überläßt beide Parteien ihrem Muthe, ihrer Geschicklichkeit und Klugheit, und den günstigen oder nach-

thei-

theiligen Umständen. Gott ist der Vater der Geschöpfe; alle Menschen, mein Feind sowol als ich, wir sind seine Kinder. Unsre Zwistigkeiten müssen Ihn betrüben, wenn Er betrübt werden kann. Unsre Gebete um den Sieg wären wahre Beleidigungen, wenn Beleidigungen gegen Gott möglich wären. Man sollte sich in diesem Falle hüten, Gott anzurufen, um nicht durch diese frevelhaften Gebete die Strafe Gottes auf sich zu laden.

Was meinet ihr, meine Geliebten? wenn zwei Söhne eines guten und weisen Vaters, die beide von ihm gleich sehr geliebt würden, in Streit mit einander geriethen, und in Bereitschaft stünden, sich, bis auf Blut, Wunden, Verstümmelung und Tod, zu schlagen? Sie kämen aber beide zum Vater, und redeten ihn, jeder für sich, folgendergestalt an: „Lieber Vater, ich bin im Begriff, meinen „Bruder zu verwunden, zu verstümmeln, „vielleicht zu tödten. Er ist aber eben so „stark, als ich, und man kann nicht wissen, welche Umstände ihm den Sieg geben „können. Uebrigens bin ich nicht stark ge-

„nug,

„nug, um, ohne Hülfe, ihm soviel Scha-
„den zu thun, als ich es wünschte. Du
„aber, Vater, du bist stark; mit deiner
„Hülfe werfe ich gewiß meinen Bruder zu
„Boden, trete ihn unter die Füße, und er-
„würge ihn, wenn ich will. Es ist dir ein
„leichtes; komm, steh mir bei; du bist ja
„mein lieber Vater, und ich dein Sohn.
„Habe ich nur erst, mit deiner Hülfe, mei-
„nen Bruder in sein Blut gewälzt, dann
„will ich dir immer und ewig dafür
„danken.„

Glaubet ihr, meine Kinder, daß der Vater dem Wüthenden allen diesen Unsinn auszuspeien Zeit ließe? Würde er nicht den Ersten, der ihn so anredete, züchtigen, und, wenn der Kampf unvermeidlich wäre, auf die Seite des Andern treten? Gewiß, das würde er thun.

O ihr Menschen, wähnet doch nicht, daß ihr Den, den ihr selbst den Allgütigen, den Allweisen, den Allerhöchsten, euren Gott, euren Vater nennt, durch eure unüberlegten Gebete zum Werkzeug eurer kleinfügigen Händel und eurer blutdürstigen Leidenschaften machen

chen werdet! Ich weiß, ihr Großen, warum ihr eure Völker zu diesen Gebeten auffodert. Ihr wollet ihnen dadurch Muth und Eifer für eure Angelegenheiten einflößen. Es sey darum; wendet aber nicht die Religion dazu an; verderbet die Religion eurer Unterthanen nicht. Wie können diese von dem Schöpfer würdige Begriffe bekommen, wenn Ihr, Ihr selbst sie so beten heißet? Kann der menschenfreundliche, nachdenkende Gottesverehrer ohne Aergerniß mitbeten? Kann der vernünftige Lehrer der Religion, ohne Widerwillen, seiner andächtigen Versammlung diese Gebete vorsprechen? — Nein, ich bete nicht mit! Alles, was ich, ohne mein Gewissen zu verletzen, beten kann, ist: „Vater der Menschen, lenke die „Herzen deiner Kinder zum Erbarmen und „zum Frieden!„

Vierzehntes Gespräch.

Von den physischen Eigenschaften Gottes.

Vat. Bisher haben wir gesehen, welche Eigenschaften Gottes außer ihm zum Bau der Welt gewirkt haben. Allwissenheit und Allweisheit, Allmacht und Güte und Gerechtigkeit. Nun wollen wir einen Blick auf die Natur Gottes wagen.

Was Gott ist? das können wir nicht wissen. Von seiner Beschaffenheit aber können wir einiges vermuthen.

Gott schuf die Welt — Er mußte also daseyn, ehe die Welt war. — Vor dem Daseyn der Welt konnte nichts existiren, als Gott. Es muß von Ewigkeit her etwas, ein Wesen existirt haben, das keinen Anfang genommen hat. Sollte man annehmen, daß kein solches Wesen da ist; nun so

wäre vor dem Entstehen des Ersten gar nichts gewesen; und es wäre die Frage, woher dieses Erste sein Daseyn genommen hat?

Es muß nothwendig irgend ein Wesen ohne Anfang seyn, das immer existirt hat.

Eine Existenz ohne Anfang und Ende, heißt Ewigkeit.

Da wir die Nothwendigkeit eines ewigen Wesens erkennen, und keine Ursach haben, irgend ein anders, als Gott, für dieses Wesen zu halten; so sagen wir, Gott sey dieses ewige Wesen.

Die Ewigkeit können wir nicht denken. Wir mögen uns eine noch so lange Dauer vorstellen, so hat sie doch in unsrer Vorstellung einen Anfang und ein Ende. Alles, was wir thun können, ist, daß wir immer große Stücke an einander setzen; es sind aber immer nur Stücke.

So suchte ein Lehrer seinen Zuhörern einen Begriff von der Ewigkeit durch folgende Vorstellung zu geben.

„Stellet euch vor, sagte er, einen Sand-
„berg so groß als die ganze Erde — (er konnte sagen, so groß wie Capella, wie unser Planetensystem, oder wie die ganze Welt.) —„ und man nähme von diesem
„Berge alle tausend (oder Millionen) Jahre
„ein einziges Sandkorn. Bedenket, wie
„viele Millionen Jahre hingehen würden,
„ehe der Berg wegkäme! — Und dieses
„ist noch nicht die Ewigkeit; denn auch die-
„ses würde ein Ende nehmen. Gott aber
„und die Ewigkeit haben keinen Anfang und
„kein Ende.„

Wilh. Das ist wahr, mein Vater; ich strenge mich an, diese Vorstellung zu fassen — ich kann aber nicht. Es ist mir immer dabei so zu Muthe, als wenn ich in einen grundlosen Wasserstrudel versinken wollte, als wenn der Athem mir ausgienge.

Vat. Wir glauben die Ewigkeit, nur weil wir sie glauben müssen, und ohne sie fassen zu können. Wir sehen nur, daß es anders schlechterdings unmöglich ist.

Gott hat keinen Anfang gehabt; Er kann also auch kein Ende haben. Da nichts Ihm

die

die Existenz und das Leben gab, so kann auch nichts Ihm solche nehmen.

Gott hat von Ewigkeit her existirt — Ein Körper kann nicht ewig, selbstständig existiren; wenn nichts von außenher ihn angreift, so zernichtet er sich selbst durch die Bewegung und Reibung der Theile an einander. Seine Theile, und wenn er auch Stahl oder Diamant wäre, hängen nicht fest genug an einander, um unzertrennlich zu seyn, so daß immer welche sich ablösen und verlohren gehen. Gott kann also keinen Körper haben. Er muß also unkörperlich seyn, ein Wesen, das wir einen Geist nennen, ohne uns davon einen Begriff machen zu können.

Er hat eher als die Welt, und ohne dieselbe existirt; ehe die Welt da war, war nichts da, was Gott hätte genießen oder bedürfen können. Er bedurfte also nichts; Er war **unabhängig** von allen andern Dingen, und **sich selbst genug**.

Wenn Er es war, ehe die Welt ihr Daseyn hatte; warum sollte Er es jetzt und in alle Ewigkeit nicht auch seyn? Konnte die

Welt, sein Werk, auf Ihn wirken, daß sie Ihn abhängig oder bedürftig machte?

Gott ist und bleibt unabhängig und sich selbst genug. Er bedarf nichts, auch des Menschen, seiner Hülfe, seiner Dienste, seines Lobes, seiner Opfer nicht. Dieß müssen wir nie vergessen.

Ist Er sich selbst genug, so kann Er selbst auch nicht für sich wirken. Alle seine Werke haben also nicht Ihn selbst, sondern die Geschöpfe zur Absicht. Also ist **Er nothwendig gütig.**

Kann nichts auf Ihn wirken, so ist Er **unwandelbar.**

Die **Unwandelbarkeit** betrifft das Wesen, oder die Erkenntniß, oder den Willen.

Gott bedarf nichts; woher sollte bei Ihm Vermehrung entstehen — nemlich in seinem Wesen —? Nichts ist im Stande sein Wesen anzugreifen. Woher denn Verminderung? Alles, was Er ist, das ist in Ihm; nichts kommt Ihm von außen her; nichts von außenher kann Ihm etwas nehmen.

Wie

Wie könnten da Verändrungen entstehn? Er ist also immerdar, was Er ist.

„Du, Gott, hast ehemals die Erde ge„gründet; und die Himmel sind deiner „Hände Werk. Sie werden vergehen — „Du aber, Du bleibest. Sie alle werden „veralten, wie ein Gewand; wie ein sol„ches werden sie verwandelt werden, „wenn Du sie verwandelst. Du „aber — Du bleibest, wie Du bist; „deine Jahre nehmen kein Ende.„ *)

Wenn alles in einem Wesen ist, wenn es von außenher unerreichbar bleibt; kann in demselben keine Verwandlung geschehen. Es kann nicht anders werden, als es ist.

Wir verwandeln uns beständig, weil wir von allen Seiten mit Dingen umgeben sind, die auf uns wirken, sich in unsre Theile verwandeln, sich darin mischen, uns angreifen, von unsern Bestandtheilen abnehmen. Speise und Trank, Luft und feste Körper, Licht und Schall, die geringe Festigkeit in der Verbindung der Theile unsers Baues —

*) Psalm 102.

dieses alles macht uns gleichsam zu einem beständigen Strome, der keinen Augenblick derselbe ist, der beständig neuen Zufluß bekommt, und beständig neuen Abfluß leidet.

Gottes Wissen ist unwandelbar, wie sein Wesen. Was könnte Er Neues sehen, das Ihm unbekannt wäre, Er, der alles, was da ist, geschaffen hat? Er wartet ja auch nicht, bis die Dinge geschehen, um zu wissen, was sie sind; denn die Dinge alle sind sein Werk, alle eine Folge seiner Anstalten und Verordnungen. Es kann nichts geschehen, das Er nicht wisse; nichts, das Er nicht verordnet habe. Also weiß Er alles, was geschehen wird, ehe es geschieht.

„Es fällt kein Sperling auf die Erde,
„ohne den Willen unsers Vaters im
„Himmel; und die Haare auf unserm
„Haupte hat er alle gezählt.„ *)

Zunehmen kann also Gottes Erkenntniß nicht.

Alle seine Erkenntniß hat Er, nicht von außenher, wie wir, durch Sinne, durch Gefühle

*) Matth. 10.

Gefühle und Erfahrung. Denn es ist außer Ihm nichts, das Er nicht selbst gemacht, und folglich schon, ehe es da war, gekannt hat. Gott hat also alle seine Erkenntniß aus sich selbst.

Wenn das ist, so kann Er auch nichts vergessen. Wenn wir etwas vergessen, so geschieht es bloß deßwegen, weil es uns von außenher zugeflossen ist, und wir es nicht recht bedacht haben. Wenn wir aber aus uns selbst einen Gedanken ziehn, oder wenn wir durch Nachdenken einen Gedanken, der uns von außenher mitgetheilet wird, so fest, so innig fassen, daß er sich mit unsern Ideen so verbindet, als wenn er daraus hergenommen wäre; so pflegen wir ihn nicht zu vergessen, oder wir können ihn durch neues Nachdenken, sobald wir wollen, wieder hervorrufen.

Gott also kann weder einen Zusatz, noch einen Verlust seiner Erkenntniß erleiden. Seine Erkenntniß ist unwandelbar. Diese Lehre ist keinem Zweifel unterworfen.

Wenn die Erkenntniß Gottes unwandelbar ist, so ist auch sein Wille nothwendig

unwandelbar. Was Er einmal gewollt hat, das will Er noch und wird es in Ewigkeit wollen; und was Er jezt will, das hat Er von Ewigkeit her gewollt.

Diese Lehre ist uns von der äußersten Wichtigkeit; denn alle unsre Hoffnungen, alles unser Vertrauen auf Gott, hängt von der Gewißheit ab, daß Er unveränderlich ist. Deßwegen müssen wir diese Lehre nicht obenhin übergehen.

Die Menschen haben guten Willen; sie versprechen leicht. Man kann sich aber auf sie nicht verlassen, denn sie halten nicht immer das gegebene Wort.

Woher mag dieses kommen, meine lieben Kinder?

Wilh. Das kann vielerlei Ursachen haben.

1. Entweder verspricht der Mensch, ohne zu bedenken, ob er auch erfüllen kann; und seine Versprechungen übersteigen sein Vermögen.

2. Oder es ist ihm, zur Zeit der Erfüllung, etwas zugestoßen, welches ihn außer Stand setzt, das zu thun, was er, da ers versprach, wol hätte thun können.

Vat. Dieses wäre Uebereilung und Schwachheit. Beides kann bei Gott nicht stattfinden. Er kennt seine Macht, und nichts kann seine Macht schwächen, weil überhaupt nichts auf Ihn wirken kann.

Sollte es denn aber keine andre Ursachen der Veränderlichkeit des Willens geben, als diese?

Ferd. O ja. Der Mensch, in dem Augenblick, da er eine Sache beschließt, sieht die Sachen unter einer gewissen Gestalt; in der Folge aber können sie ihm anders vorkommen; er bedenkt sich eines andern, die Erfahrung hat ihn belehrt; oder die Sachen können wirklich verändert seyn. So verspricht Einer dem Andern Freundschaft und Dienste; weil dieser sein Freund ist. Nun aber ändert sich letzterer, er wird gegen ersteren gleichgültig — Eine nothwendige Folge davon ist, daß auch Jener ändert.

Vat. Sehr gut, kann dieß aber bei Gott stattfinden?

Ferd. Keineswegs. Weil Gott allwissend ist, kann Er unmöglich eines andern belehrt werden: und da Er auch das Zukünftige, die Verändrungen, die in den Dingen vorgehen werden, vollkommen deutlich sieht, so kann keine Zukunft, keine Verändrung seinen Willen und Entschluß ändern; denn Er hat solche schon nach diesen zukünftigen Dingen eingerichtet.

Vat. Der Schluß war recht gut. Aus diesem Grunde also auch, kann Gott seine Entschlüsse nicht ändern.

„Der Rath des Herrn stehet fest.„

Mich deucht aber, daß es noch andre Ursachen der Wandelbarkeit bei den Menschen giebt. Könnt ihr keine mehr entdecken? Bedenket euch darauf nur recht.

Wilh. Ich finde keine.

Ferd. Ich auch nicht.

Vat. Gesetzt, ihr hättet einen Freund gehabt, der euch eine Zeitlang wohlgefallen hätte,

hätte, nun aber nicht mehr gefiele; würde euer Betragen gegen ihn noch immer so gefällig und liebreich seyn, als vorher?

Wilh. Gewiß nicht.

Vat. Warum nicht?

Wilh. Weil meine Gesinnungen gegen ihn verändert wären.

Vat. Und warum hätten sich deine Gesinnungen verändert?

Wilh. Weil ich ihn vorher liebte, und nun nicht mehr liebe.

Vat. Also sind deine Gefühle nicht mehr dieselben?

Wilh. Nein.

Vat. Die Verändrung der Gefühle erzeugt also eine Verändrung in dem Betragen. — Aber warum haben sich denn deine Gefühle verändert?

Wilh. Das weiß ich nicht.

Vat. Sollte es nicht daher kommen, daß dein ehemaliger Freund sich geändert hat, und nicht mehr derselbe ist.

Wilh. Das dächte ich.

Vat. Das ist nicht immer nöthig. Denn wenn es das wäre, so müßten wir bei jeder Verändrung sagen können, warum sie geschehen ist.

Ferd. Können wir das nicht immer?

Vat. Wir wollen einen Versuch machen. — Du erinnerst dich doch, wie viel Vergnügen du voriges Jahr an dem Garten fandest; findest du noch eben so viel daran? bist du noch immer so beständig darin?

Ferd. Nein.

Vat. Dein Gefühl ist also nicht mehr dasselbe. Hat denn der Garten eine Verändrung gelitten?

Ferd. Nein.

Vat. Warum liebst du ihn denn nicht mehr, wie sonst?

Ferd. Er ist mir etwas altes geworden.

Vat. Wüßtest du keinen andern Grund anzugeben?

Wilh. Sollte dieses nicht ein Grund seyn, daß wir seit der Zeit die Naturgeschichte studirt und viele kleine Reisen und Spatziergänge deßwegen angestellt haben, woran wir ein großes Vergnügen finden?

Vat. Ganz recht. — Die Ursachen der Verändrungen in eurem Gefühle und Vergnügen waren also — erstlich die Gewöhnung. Der Garten war euch neu, nun ist er euch alt geworden. — Zweitens habt ihr ein neues Vergnügen kennen gelernt: und dieser neue Geschmack hat den alten verdrängt und erstickt.

Sind aber diese Ursachen der Verändrung in dem Garten, oder in euch?

Beide. Sie sind in uns.

Vat. Also kann unser Gefühl Wechsel leiden, ohne daß dessen Gegenstände verändert werden.

Beide. Ja.

Vat. Nun komme ich wieder auf euren ehemaligen Freund. Ihr liebet ihn nicht mehr. — Hat er sich denn geändert; oder ist es nicht möglich, daß die Ursach der Verändrung in euch liegt?

Wilh.

Wilh. Sie kann in uns liegen.

Ferd. Wir könnten seiner satt geworden seyn, oder einen neuen Freund kennen gelernt haben.

Vat. Es ist sehr möglich, daß eine Freundschaft erkalte, ohne daß der Gegenstand derselben es verschulde.

Der Mensch ändert seine Gesinnungen und Gefühle sehr oft, ohne daß man eine äußerliche Veranlassung dazu entdecken könne. In seiner Kindheit, zum Beispiel, liebt er süße Speisen und Getränke, thätige Spiele, Laufen, Springen, frohes Gelächter. Dieser Geschmack ändert sich; als Jüngling, als Mann, als Greis, in gesunden und in kranken Tagen, ist er immer ein andrer Mensch. So wie seine Seele und sein Körper zu- oder abnehmen, so verändern sich seine Gefühle, sein Geschmack, sein Vergnügen.

Noch größer ist der Unterschied bei Leidenschaften oder Laune. Letztere macht den Menschen verdrossen, unzufrieden, gegen das behutsamste Betragen empfindlich, gegen die besten Freunde hart und bitter. Sie

zürnt;

zürnt; nicht, weil sie Ursach dazu hat, sondern, weil sie zürnen will; sie sucht Gelegenheit dazu, und weiß sie zu finden, wo keine ist. Sie ist gemeiniglich die Folge einer Schwachheit oder Unordnung in dem Körper, oder eines Kummers oder Verdrusses in der Seele.

Die Leidenschaft ist noch ärger. Wenn sie einmal entbrannt ist, will sie ausbrechen; und jeder Gegenstand ist ihr recht. Der Eine hat den Zorn erregt; er ist aber nicht zugegen: der Andre muß ihn empfinden, ob er gleich unschuldig ist; zwar nicht in eben dem Grade, als Jener ihn fühlen würde; dennoch aber muß er für die Sünden desselben büßen.

Aus dieser Beschaffenheit des Menschen ist vermuthlich die Vorstellung entstanden, daß Gott durch die Leiden und das Blut eines unschuldigen Schlachtopfers gegen den Sünder versöhnt werden kann.

Die Leidenschaften alle, Furcht, Hoffnung, Liebe, Haß, Freude, Angst, Schrecken, Begierde und Abscheu, vergrößern ihren Gegenstand dergestalt, daß derselbe

Mensch

Mensch bei kaltem Blute denselben kaum wieder erkennt. Vornemlich sind ihm bei ruhigem Gemüthe die feindseligen Empfindungen, die er selbst gehabt hat, unerklärbar. Im Zorne hat er tausenderlei Gründe zu zürnen gehabt; sein bitteres Betragen war in seinen Augen das billigste. Nun ist er ruhig, und er liebt den Gegenstand seines erloschenen Zorns; er begreift nun nicht mehr, worüber er denn eigentlich gezürnt hat, und wie er sich so hart verhalten konnte.

Die Leidenschaften also bewirken in dem Menschen, in seinen Gesinnungen und seinem Betragen eine große Unordnung und Unbeständigkeit.

Gott aber kann von diesen Verändrungen keine erfahren. Die Laune kann bei Ihm nicht stattfinden, weil Er weder Schwäche, noch Sorgen, noch Mißvergnügen haben kann. Leidenschaften reichen auch bis zu Ihm nicht, weil Er kein Bedürfniß hat, über allen Genuß erhaben ist, und weil keine Ueberraschung, vermöge seiner Allwissenheit, bei Ihm stattfindet.

Gott ist also ganz unveränderlich, in seinem Wesen, in seiner Erkenntniß und in seinem Willen. Wir können also versichert seyn, daß sein Plan unverändert bleiben wird. War Er gütig und gnädig, so ist Ers noch, und wirds ewig bleiben. Hat Er das Wohl, die Glückseligkeit seiner Geschöpfe zur Absicht gehabt, so hat Er sie noch, und wird sie erreichen. Wir dürfen keinen Augenblick daran zweifeln.

Wilh. Bester Vater, es ist mir dabei ein Zweifel eingefallen.

Vat. Welcher denn, mein Sohn?

Wilh. Wie es wol möglich sey, daß Gott, bei seiner Unwandelbarkeit, glücklich zu nennen seyn könne? Immer dieselben Vorstellungen, ohne irgend eine neue; immer dasselbe vor Augen, wenn ich sagen kann, daß Gott Augen hat; immer dieselben Absichten, ohne irgend eine Abwechselung! Uns Menschen wäre das keine Glückseligkeit, sondern erschreckliche Langeweile, Ueberdruß und Ekel.

Vat. Freilich, mein Sohn. Daraus lerne du aber, daß Gott nicht ein Mensch ist;

daß

daß wir von Gott nicht so, wie von uns Menschen, urtheilen, und nichts von Ihm behaupten dürfen, als was die Welt, sein Werk, uns von seinen Eigenschaften als nothwendig vorstellt.

Wir können Gottes Seligkeit nicht begreifen. Aber glückselig muß Er doch seyn. Von der andern Seite scheint uns jeder Wechsel in Ihm unmöglich. Woher sollte dieser bei dem Allwissenden, Allmächtigen, bei Dem, der nicht genießen und nichts leiden kann, entstehen? Gott ist uns unerforschlich.

Da Gott unkörperlich seyn muß, so ist Er nothwendig unsichtbar.

Man sagt: Gott ist **unendlich**. Darunter versteht man nicht allein seine ewige Dauer, ohne Anfang und ohne Ende, sondern vornemlich, daß alle seine Eigenschaften so vollkommen sind, daß sie keinen Zusatz leiden. Damit will man im Allgemeinen von Ihm sagen, was man insbesondre von seiner Erkenntniß, mit dem Ausdrucke: Allwissend; von seiner Macht, mit dem Worte: Allmächtig; rc. sagen will.

Auch

Auch nennt man Gott **allgegenwärtig**; und sagt von Ihm, Er sey allenthalben. So spricht ein alter Dichter: *)

„Ich gehe oder liege, so bist Du um
„mich.„
„Wohin soll ich mich vor Dir verber-
„gen?
„Wohin vor deinem Auge fliehen?
„Wenn ich gen Himmel führe — da
„bist Du!
„Stiege ich in den Abgrund hinab —
„da bist Du auch!
„Eilte ich mit der Schnelligkeit der
„Morgenröthe ans äußerste Ende
„des Meers —
„Auch da wäre ich unter deiner Hand.„

Wir müssen uns aber dabei, meine Geliebten, keine körperliche Gegenwart vorstellen. Man will damit die Idee ausdrücken und versinnlichen, daß Gott alles weiß, was allenthalben vorgeht, alles bewirkt, was allenthalben geschieht; so wie wir sehen und wirken können, wann wir gegenwärtig sind.

Eben

*) Psalm 139.

Eben so kann man sagen, daß Gott auch beständig allen Zeiten gegenwärtig ist. Er ist in der Vergangenheit und in der Zukunft, so gut als in dem jetzigen Augenblick; weil Er alles eben so gut in der Vergangenheit und in der Zukunft, als in dem Gegenwärtigen, weiß; und weil Er das wirkt und schon gewirkt hat, was geschehen wird.

„Er ist allenthalben da.„

Sehet, meine Kinder, einen kurzen Abriß der Idee, die wir uns von Gott machen können. Unsre Erkenntniß von Ihm reicht nur so weit, als wir durch seine Werke genöthigt werden, etwas von Ihm zu erkennen. Von Ihm selbst und seinem Wesen können wir uns keinen Begriff machen.

Du, Namenloser, Du,
Du schufst die Welt!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter, 1746-1825

Philothee oder die ersten Lehren der Religion

Bd.: 2

Berlin und Libau (1788)

Catech. 640-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390020-6
VD18 80525008-001